

SOZUSAGEN

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

Ausgabe 6
Sommersemester 1999



Im Kino einträchtig zusammenrücken heißt rücksichtslos gegen seinen Hintermann sein. Noch schlimmer, wenn der eine Frau ist

Ethik, Moral & Soziologie

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

INHALT

- 2 IMPRESSUM**
3 VORWORT
FAKULTÄT
- 7** • Wir fragten Gisela Müller
9 • Aus dem Universitätsarchiv
10 • Till Deibele: Oral unbefriedigt
11 • Informationen zum Mentorenprogramm
12 • Die akustische Hausarbeit
- 14 KOLLOQUIEN**
16 NEUES
18 ESSAYS
- 19** • Kerstin Klein: Wissenschaft und Ethik
33 • Jana Klemm: Was ist *Raison d'agir*?
43 • Frank Berner, Michael Scherf: Solidarität
53 • Ethik in den Wissenschaften - Interview mit Peter Weingart
- AUSWÄRTS**
- 60** • Fragebogen: Werner Rammert, Freie Universität Berlin
62 AUTOPOESIE

Lust...

...etwas zu schreiben oder uns gar Geld zu schenken?
Hinweise für Autoren und Förderer auf Seite 32.

IMPRESSUM

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe 6, Sommersemester 1999

Redaktion: Emmanuel Beerheide, Frank Berner, Matthias Groß, Stefan Heisele, Heiko Hillebrand, Veronika Krüger, Daniel Mackel, Andrea Mennicken, Stefan Mosemann, Corinna Schlombs, Ulf Schönheim, Daniel Tech

Layout: Ulf Schönheim

Bilder aus: Dr. Walther von Kamptz-Borken,
Der gute Ton in allen Lebenslagen;
4. Auflage, Wien-Hadersdorf 1953.
Druck: AJZ Druck & Verlag GmbH
Heeper Str. 132, 33607 Bielefeld

Zuschriften: *sozusagen*, c/o Fachschaft
Soziologie, Universität Bielefeld,
Postfach 100 131, 33501 Bielefeld
Telefon: Matthias Groß, 0521-137758
e-mail: mgrosz@uni-bielefeld.de
stefan.mosemann@uni-bielefeld.de

Homepage:

[www.fachschaften.uni-bielefeld.de/
soziologie/sozusagen/welcome.html](http://www.fachschaften.uni-bielefeld.de/soziologie/sozusagen/welcome.html)

Konto:

Daniel Tech, Kto.-Nr. 437 296 07
SpaBi, BLZ 480 501 61

sozusagen erscheint einmal im Semester.

Vorwort

3

Habt ihr das gewissen?

von Stefan Mosemann und Daniel Tech

Unsere Titelseitenabteilung gibt es eigentlich gar nicht. Bisher hat das aber nicht zu Problemen geführt. Für jede Ausgabe gab es vorne drauf: ein Bild. Das mag dem einen oder der anderen mehr oder weniger gefallen haben, und dies wird wohl auch diesmal so sein. Aber auf die Frage, was sich auf der Titelseite die-

ser Ausgabe befindet, herrscht Uneinigkeit in unserer in dieser Hinsicht nicht funktional differenzierten Redaktion. Wer dieser drei jungen Menschen ist Ethik? Wer ist Moral? Und ist es etwa die Soziologie, der in der zweiten Reihe dort die Sicht versperrt wird?

Der Beobachter zweiter Reihe führt uns zu unserem Ausgangspunkt: Seit Luhmann kann man wissen, daß Moral schlecht ist. Das war in der Soziologie nicht immer selbstverständlich. Zumindest überrascht es, wenn man sich vor Augen hält, daß Talcott Parsons Normen und Werte noch als letzte Begründungsinstanzen gesellschaftlichen Handelns verstand. So gesehen, wenn man dann behauptet, daß Moral schlecht sei, ist das so, als ob ein Wirtschaftswissenschaftler marktmäßiges Verhalten moniert oder ein Philosoph es doof findet, daß manche Fragen so schwierig zu beantworten sind.

Ethik und Philosophie

Eigentlich beschäftigt sich traditionell die Philosophie mit dem Thema Ethik. In ihren Anfängen

und ihrer antiken Tradition verstand sie diese eher als eine Ethik des *Lebens*. In ihrer modernen Fassung wurde daraus eine Ethik des *Zusammenlebens*. Das gute Leben des Einzelnen in der Antike war zwar durchaus auch den Arrangements und Bedingungen des Miteinander ausgesetzt, aber es fand sich darin nicht als Ziel wider. Die Moderne propagiert in ihrer Ethik geradezu die Verzichtleistung des Einzelnen im Sinne einer Ethik, die für die ganze Gemeinschaft Verbindlichkeit beansprucht. Grundlage beider Verständnisse bleibt jedoch zunächst das Handeln des Einzelnen. Die antike Präferenz liegt auf der guten Handlung, die als notwendig vereinbar mit dem Schönen und Wahren gedacht wird, aber dabei einer Paradoxie nicht zu entgehen versteht: Wie behandelt man schlechtes Handeln - schlecht oder gut?

Die alten Römer übersetzten dann den von den alten Griechen benutzten Begriff *ethikos* mit *moralis*. Das ist inzwischen eine alte Geschichte, denn heute werden diese beiden Begriffe mit einer gewissen Selbstverständlichkeit so gebraucht, als ob sie etwas unterschiedliches meinten.



Wollen wir gleich ins Wasser gehen oder lieber erst noch die Gelegenheit der freien, guten Luft benützen, um ein bißchen Gymnastik — wengleich im Bade-trikot — zu treiben?

Zugegeben: Das tun sie dann wohl auch, aber mehr noch: Viel zu oft meint Ethik etwas anderes als Ethik und hier und dort auch Moral etwas anderes als Moral. In verschiedenen Kontexten und bei verschiedenen Autoren muß man sich offensichtlich immer wieder neu vergewissern, was eigentlich gemeint ist.

Aber wie ließ sich nun ein Unterschied von Moral und Ethik philosophisch begründen? Einen ersten möglichen Hinweis liefern die Adjektive *relativ* und *absolut*. Moral scheint aus einer solchen Perspektive Normen zu entsprechen, die sozial Verbindlichkeit beanspruchen, sich aber nicht unbedingt *absolut* begründen lassen. Die *Relativität* von Moral drückt sich darin aus, daß in verschiedenen Gemeinschaften unterschiedliche (verbindliche) Moralen – also das, von dessen Bezeichnung sich der Plural nur so selten bilden läßt – vorzufinden sind: gewissermaßen die Pluralität des Singulars. Ethik hingegen richtet sich prinzipiell an alle (Gemeinschaften), indem sie universell gültige und damit absolute Werte reflektiert. Gleichzeitig aber richtet sich Ethik in einem anderen Sinne ausschließlich an den Einzelnen, denn sie versucht, die eigene Gültigkeit nicht durch *soziale* Verbindlichkeit zu erlangen. Der ethische Lohn einer Handlung liegt in sich selbst begründet, und er ist nur durch das Selbst erfahrbar.

Worauf aber kann die Ethik sich dann gründen, und wodurch kann sie (sozial) verbindlich werden? Eine erste – leicht tautologische – Antwort könnte heißen: auf und durch gute Gründe. Diese ermöglichen, das Handeln auf universelle Prinzipien zu beziehen, wobei das ständige Erörtern und Revisibilisieren dieser Prinzipien Teil des Anspruchs auf Universalität ist. Zum anderen enthält die Universalität selbst das Moment ihrer Gültigkeit, indem diese Ethik sich ständig fragt, ob das mit ihr verbundene Handeln auch als universelles Handeln realisierbar ist. Daher trifft man den Unterschied, den die Philosophie zwischen Moral und Ethik macht, vielleicht einigermaßen, wenn man sagt, daß erstere sich auf ein sozial konkretes Anderes bezieht und letztere immer auf ein universelles Selbst.

Soziologie - eine Beschreibung der Moral

Was ergibt sich aus den bisher geschilderten Problemlagen der Philosophie für eine soziologische Behandlung? Die Soziologie beschreibt die Ethik als eine Reflexionstheorie, zuweilen wird von Soziologen auch behauptet, sie sei eine Reflexionstheorie der Moral. Moral stellt dann in diesem Sinne den sozialen Mechanismus der Diffusion der als absolut

erkannten Werte zur Verfügung. Wobei es der Soziologie wohl nicht darauf ankommt, daß die auf diese Weise diffundierten Werte in einem philosophischen Sinne absolut sind. Zunächst wird die Soziologie also auf die Eigenkonstitution der Problemlagen hin- und somit auf die ihr eigene Rolle als Beobachter verweisen. Natürlich kann auch die Philosophie Gegenstand einer solchen Beobachtung werden. Denn auch eine philosophische Ethik muß ihre eigenen Grundlagen zunächst sozial schaffen, auch wenn sie diese dann als absolut darstellt.

Soziologie und Ethik?

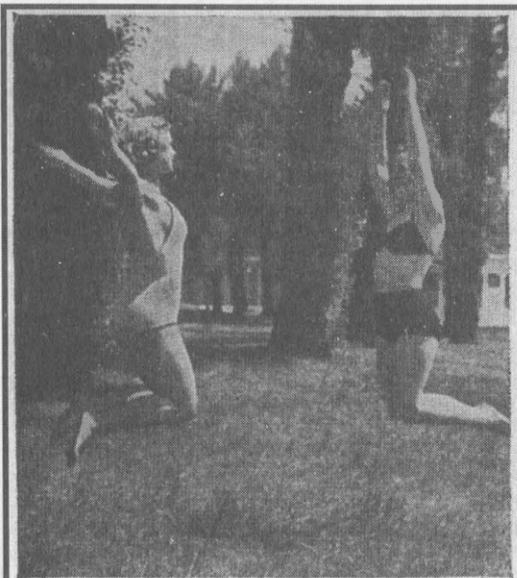
Dies klingt so, als könne die Soziologie der Frage ihrer eigenen Ethik entkommen. Das kann sie letztlich wohl nicht. Drei Argumente sprechen dagegen: Wie oben bereits angedeutet, bezieht sich Ethik zumeist auf ein Handeln, und auch die Soziologie kann in bezug auf ihre Handlungsfelder gefragt werden, wie sie zu handeln gedenkt. Auch ein Unterlassen möglicher Handlungen ist Handeln. Dies behauptet zumindest eine Ethik der Verantwortung (sowie natürlich auch Max Weber), und die Soziologie müßte diese Ethik zumindest zurückweisen, wenn sie ihr nicht zu folgen gedenkt. Die Grundlage einer solchen Zurückweisung

kann aber wohl nur eine weitere Ethik sein, beispielsweise eine postmoderne Ethik der Toleranz.

Desweiteren kommuniziert die Soziologie natürlich ihre Beobachtungen nicht *irgendwie*, sondern als wissenschaftliches Wissen. Daraus erwachsen zunächst Ansprüche an sie selbst und an ihre professionellen Wertstandards: Man kann mit Statistik lügen, aber man soll es nicht. Darüberhinaus gewinnt das Wissen, wenn man nach außen hin versichern kann, daß es *sauber* hergestellt wurde, eine spezifische Form: Die Soziologie mutet der Gesellschaft ihre Ergebnisse in einer Form zu, von der sie weiß, daß ihr gesellschaftsweit normativ Faktizität zukommt. Auch hierfür könnte man von der Soziologie verlangen, daß sie es *verantwortet*. Doch auch umgekehrt könnte man in der Soziologie so Befürchtungen widersprechen, die Soziologie erlange gesellschaftlich keine Geltung.

Drittens kann man von einer *Moral der Beobachtung* sprechen, denn auch wenn die Soziologie nur beobachtet, beansprucht sie doch zumindest, daß ihre Beobachtungen als adäquate, zumindest ihrer Beobachterposition entsprechend adäquate Beschreibung gelesen werden; auch wenn sie der Gesellschaft die Konsequenzen ihrer Beobachtung nicht (tadelnd oder kritisch) vorschreibt. Ansonsten

wäre nicht einsichtig, wodurch die Soziologie zu ihren *Beobachtungen* motiviert würde.



Hüpfen und Springen im Freistil

Moralische Kommunikation?

Dies sind also Gründe dafür, warum auch die Soziologie der Frage ihrer eigenen Ethik prinzipiell nicht entkommen kann. Das weiß sie selbst auch, denn worüber ist das Fach als Ganzes so gut informiert wie über seine Methodenstreite. Aber sie meint ebenfalls zu wissen, daß es gute Gründe gibt, nicht moralisch zu kommunizieren; sie weiß um den

Wert der Wertfreiheit. Sie führt daher ihre Ethik (mehrheitlich) eher implizit als explizit mit, und sie enthält sich der Moralisierung. An unerwarteter Stelle trifft sie die Philosophie wieder: Über Ethik kann man nicht sprechen.

Zu diesem Thema also unsere Ausgabe Nummer sechs: Kerstin Klein hat gedacht, was sich spätestens mit dieser Veröffentlichung nicht mehr zurücknehmen läßt. Ihr Essay trägt den Titel *Wissenschaft und Ethik - Oder: Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden?* und setzt sich aus verschiedenen Perspektiven mit Fragen der Ethik auseinander. Wie die französische Intellektuellenbewegung *Raisons d'agir* ihr Handeln vor dem Hintergrund der Einmischung in aktuelle politische Fragen begründet, erklären uns Bernard Lacroix und Ingrid Gilcher-Holtey in einer Inszenierung von Jana Klemm. Einen möglichen, genuin soziologischen Beitrag zum Thema liefern Frank Berner und Michael Scherf in *Solidarität - Trainspotting, die drei Musketiere und das Rentenversicherungssystem*. Auch wenn der Bezug zu Moral und Ethik hier nicht explizit hergestellt wird, so ist dieser doch durchgängig in den Beitrag eingearbeitet und dies nicht nur, weil am End' eine Moral steht. Peter Weingart und Andrea Mennicken führten das Gespräch

zum Themenschwerpunkt. Gute Unterhaltung!

Der *Frau Müller aus dem Prüfungsamt* gilt unser besonderer Dank: Nicht nur für die allseits freundliche Hilfe, mit der sie sich unserer Sorgen bei Prüfungsfragen annimmt, sondern auch dafür, daß sie bereitwillig auf Stefan Heiseles Fragen antwortete, die mit Prüfungen nichts gemein hatten. Nach dem Heisele der Deibele, sozusagen die schwäbischen Teufel: Mündliche Prüfungen lassen Till oral unbefriedigt. Die wahrscheinlich für alle nachvollziehbaren Gründe hierfür finden sich ab Seite zwölf in Verbindung mit Appellen an die Fakultät, hier etwas zu ändern. Einen Weg, wie Worte dennoch *hertz*, Seele und Verstand beglücken können, zeigen Matthias Felling und Stefan Mosemann im Anschluß daran auf.

Einen Ausflug besonderer Art machten wir am Anfang diesen Jahres: Wir besuchten den Archivar der Universität, Martin Löning. Höflich, aber bestimmt hatte er uns eingeladen, als er wieder einmal durch die Flure der Universität schlich. Wir seien nicht das erste Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie, flüsterte er uns zu. Es habe bereits zwei andere Magazine gegeben, namens *Roter Funke* und *SozInfo*. Dann verschwand er. Einige Wochen später auf U3, ein leichtes

Tippen auf der Schulter: „Psst! Der rote Funke wartet!“ Den konnten wir natürlich nicht länger warten lassen und wollen daher auch unserer geneigten Leserschaft das Erscheinungsbild unserer zwei Vorgängerzeitungen präsentieren. Wer sich für die Geschichte unserer Fakultät interessiert, der kann ihn auch selber besuchen, unseren geheimnisvollen Archivar, auf A1-105 ganz hinten



Und noch einmal zum Schluß dasselbe

rechts in der Ecke. Wo genau Werner Rammert in Berlin sitzt, wissen wir nicht, aber auch er fand ein ruhiges Plätzchen und beantwortete unseren Soziologen-Fragenbogen. Spätestens seine spannenden Antworten werden wohl dazu führen, daß auch ihn

fast alle an unserer Fakultät kennen und viele schätzen.

Moral bewies wieder der AStA, und wir bedanken uns. Spätestens durch die Entscheidung, unser gutes Blättchen durch Anzeigenschaltung zu unterstützen, scheint auch die moralische Integrität unserer Werbekunden sowie ihrer spezifisch ökonomischen Rationalität unanzweifelbar geworden zu sein. Gedankt sei ihnen für das Vertrauen.

Das Thema der nächsten *sozusagen* hat sich auf nicht so geheimnisvolle Art und Weise ebenfalls schon eingestellt: Es soll um Wirtschaft gehen. Artikel dürfen wie immer eingereicht, Anregungen gegeben, Fotos gemacht, Wünsche gehabt, Zitate gesammelt, Fragebögen ausgefüllt, Kolloquienpläne direkt an uns verschickt, Neuigkeiten berichtet und all dies werden. - *Wird dies all*, dann können wir sicher sein, daß auch die nächste Ausgabe wieder *gut* wird. Zunächst aber viel Spaß beim Lesen dieser Ausgabe, in der es um das Gute *und* das Schlechte geht. •

FAKULTÄT

WIR FRAGTEN GISELA MÜLLER (Prüfungsamt)

Was genau ist Ihre Funktionsbezeichnung?
Sachbearbeiterin im Prüfungsamt.

Was sind Ihre Aufgaben bzw. was machen Sie so den ganzen Tag?

Meine Aufgabe ist es, die Diplomprüfungsordnung nach den vom Prüfungsausschuß gefaßten Beschlüssen und Entscheidungen umzusetzen und für den reibungslosen Ablauf der Prüfungsverfahren Sorge zu tragen. Zur Zeit ist das nicht ganz einfach, weil es inzwischen drei Diplomprüfungsordnungen gibt, die sich gravierend voneinander unterscheiden. Dazu kommen die neuen Regelungen der beiden Magisterstudiengänge für das Nebenfach Soziologie und das zweite Hauptfach Soziologie; auch hier stehen Prüfungsverfahren an. Ein weiterer Arbeitsbereich erstreckt sich auf die Bearbeitung von Sonder- und Urlaubsanträgen, Krank- und Gesundheitsmeldungen aller Fakultätsmitglieder sowie die Entgegennahme der mit der Einführung der Gleitzeit erforderlichen Korrekturbelege.

Haben sie selber Prüfungsangst?

Nein, ich war nur ein wenig nervös, was sich aber im Laufe der Prüfun-

gen legte. Deswegen hatte ich Prüfungen am liebsten vormittags.

Wie lange sind Sie an der Fakultät für Soziologie?

Seit dem 1. September 1977. Ich gehöre also, wie man so schön sagt, zum ‚lebenden Inventar‘ der Universität. Anfangs habe ich halbtags als Sekretärin im Prüfungsamt gearbeitet, ab Mai '79 dann als Sachbearbeiterin.

Was haben Sie vorher gemacht?

Anfang der 60er Jahre absolvierte ich eine Ausbildung als Pharmakafrau. Danach habe ich mich erstmal in die häusliche Idylle zurückgezogen, um mich um meine beiden Kinder und meinen Mann zu kümmern. Nach der Einschulung des zweiten Kindes wurde es mir zu Hause zu langweilig, und ich suchte mir eine Halbtagsstelle. In einem kleinen Unternehmen war ich dann „Mädchen für alles“: Das ging über Telefon-



Foto: Stefan Heisele

dienst bis Gehalts- und Lohnabrechnungen. Nach Fertigstellung der Uni bewarb ich mich dort und bin, wie Sie sehen, immer noch da und werde wohl noch einige Jahre aushalten (müssen).

Wie alt sind Sie eigentlich?

Eigentlich bin ich 53, wobei das letzte Jahr doppelt zählt. Die o.a. Veränderungen lösten richtigen Prüfungsamtsstreß aus. Hinzu kam noch das plötzliche Ausscheiden meiner langjährigen Mitarbeiterin, wodurch die Belastung für mich noch größer wurde.

Was halten Sie von Bielefeld?

Ich mag Bielefeld mit allen positiven und negativen Seiten, die eine Provinzstadt mit sich bringt. Nur an das verregnete Wetter werde ich mich nie gewöhnen.

Interessieren Sie sich für Soziologie, bzw. lesen Sie soziologische Literatur?

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, soziologische Literatur zu lesen; sie ist mir aufgrund ihrer speziellen Terminologie zu unverständlich.

Was bedeutet für Sie Soziologie?

In der Soziologie spiegelt sich die Gesellschaft wider. Sie wird von ihr beschrieben und analysiert.

Bestehen persönliche Kontakte zu Lehrenden?

Ja, aber wenige.

Was halten Sie ganz allgemein von Studenten?

Ich komme im allgemeinen ganz gut mit jüngeren Menschen zurecht, das bezieht sich auch auf Studentinnen und Studenten.

Ist die heutige Studierendengeneration anders als vor zehn oder zwanzig Jahren?

Im Prinzip nicht. Natürlich ändert sich das äußere Erscheinungsbild, es gibt auch schon mal einen Jahrgang, der das Studium etwas schneller durchzieht, aber im großen und ganzen haben sich die Studentinnen und Studenten nicht geändert.

Wie lauten die von Studierenden am häufigsten gestellten Fragen?

„Ich habe ein Problem und hoffe, Sie können mir helfen?“

In den meisten Fällen handelt es sich nicht um ein Problem, sondern eher um Gerüchte, die manchmal zu enormen Mißverständnissen führen, wovon sich einige Studierende beeinflussen lassen. Im Moment gibt es große Unsicherheiten, die auf die neue DPO incl. Änderungssatzung zurückzuführen sind, da es noch an der praktischen Umsetzung hapert. Erschwerend kommt hinzu, daß zur Zeit drei verschiedene DPO laufen.

Gibt es bestimmte Fragen, die Sie auf diesem Weg klären wollen?

Die Fragen sind zu vielschichtig, als daß ich jetzt auf bestimmte antwor-

ten könnte. Jede Frage kann nur in bezug auf die jeweilige DPO, nach der studiert wird, beantwortet werden. Ich wünsche mir, daß sich die Studentinnen und Studenten bei Unklarheiten an die Studienberatung oder an das Prüfungsamt wenden.

Was für Bücher lesen Sie?

Zum Lesen habe ich leider wenig Zeit, da ich ganztags arbeite und Haus und Hof versorge (wobei mich mein Mann selbstverständlich zur Hälfte unterstützt). Außerdem bin ich noch leidenschaftliche Oma. Deshalb komme ich eigentlich nur im Urlaub zum Lesen. Zuletzt las ich „Ortswechsel“ von David Lodge und „Du bist anders als andere Mütter“ von Angelika Schrebsdorff. Großes Interesse habe ich auch an historischer Literatur.

Gehen Sie ins Kino?

Nein, eher selten. Da ich Zugang zum Premiere-Programm habe, in dem gute Filme angeboten werden, reicht mir das aus.

Was wünschen Sie sich für die/Ihre Zukunft?

Die Arbeit betreffend wünsche ich mir weniger Hektik. Ansonsten, mit Blick auf die aktuelle Situation, Frieden und Gesundheit, den Machtmenschen weniger Macht und mehr Verstand. •

SOZINFO

HRSG :
Fachschaft
Soziologie

EXTRA NR.2

Verschärfung

der Scheinvergabe!

Veranstalter wollen allein die
Kriterien der Scheinvergabe festlegen!

In der FakO am 2.7.75 stand die Frage der Neuregelung der Scheinvergabe auf der Tagesordnung. In lagen zwei Vorlagen vor, eine von als und eine von Studenten (Basis 2,3 dieses Infos), die sich auf das Problem der Ablehnung von Häufchen und der Art und Weise der Gestaltung der Leistungen bezogen. Unstrittig in beiden Vorlagen war die Tatsache, daß sich Veranstalter und Teilnehmer wie bisher zu Beginn der Veranstaltung über die Kriterien der Scheinvergabe einigten. Von daher war es für die Studenten ziemlich überraschend, daß die Mehrheit der Professoren und ein großer Teil der Assistenten einen massiven Angriff auf dieses elementare Mitbestimmungsrecht der Studenten unternahm. Luhmann

Aus dem Uni-
versitätsarchiv

Raum: A1-105
AZ: SPF 63, 1-3

SozInfo 2/74

„... wie prof. schelsky, der nicht diskutieren wollte sondern abstimmen, so will dr. schöber nicht diskutieren - sondern ... professor werden; ganz einfach, ohne diskussion.“

SozInfo 2/83

„Die Basis sprach zum Überbau: du bist ja heut schon wieder blau, darauf der Überbau zur Basis: Was is'??“

St. Nr. 6

ROTER FUNKEN

①

Parteiliche Zeitung der
Fachschaft Soziologie an
der Uni Bielefeld.

verantwortlicher Redakteur:
Norbert Zöllner

SozInfo extra # 2

Auszug aus „Verschärfung der Scheinvergabe!“
In der FakO am 2.7.75 stand die Frage der Neuregelung der Scheinvergabe auf der Tagesordnung. (...) Unstrittig ... war die Tatsache, daß sich Veranstalter und Teilnehmer wie bisher zu Beginn der Veranstaltung über die Kriterien der Scheinvergabe einigten. Von daher war es für die Studenten ziemlich überraschend, daß die Mehrheit der Professoren und ein großer Teil der Assistenten einen massiven Angriff auf dieses elementare Mitbestimmungsrecht der Studenten unternahm. Luhmann stellte den Antrag, daß der Veranstalter allein über die Kriterien der Scheinvergabe entscheiden solle, um der möglichen Gefahr vorzubeugen, daß eine größere Gruppe von Studenten durch alle Seminare zieht, um bestimmte Leistungsanforderungen zu verhindern. Dieser Antrag wurde lebhaft unterstützt von Eberwein, Schmidt, Klima, Bock und Kaufmann. Hier eine Auswahl der in der FakO gefallenen Sprüche: „Studenten, die mit den von mir festgelegten Scheinkriterien nicht zufrieden sind, sollen das Seminar verlassen.“ „Als Veranstalter weigere ich mich, das Seminar durchzuführen, wenn die Studenten gegen die von mir festgelegten Scheinkriterien stimmen.“ (...) Lediglich Glasgow und Staudt argumentierten mit den Studenten gegen diese Willkürmaßnahmen...

SozInfo 2/79

„...und der Haifisch der hat Zähne und die trägt er im Gesicht Peter Weingart schmiedet Pläne doch die Absicht sagt er nicht“
(aus: „Weingart & Co im Feldzug gegen die Orientierungslosigkeit“)

ORAL UNBEFRIEDIGT

Gedanken über einen rätselhaften Brauch

von Till Deibele

Ich habe es geschafft! Die mündlichen Prüfungen sind bestanden, die Hälfte der Diplomnote ist unter Dach und Fach. Geschickt habe ich mich durch sämtliche Prüfungsordnungen und Übergangsregelungen geschlängelt, sogar die Belegbögen habe ich korrekt ausgefüllt.

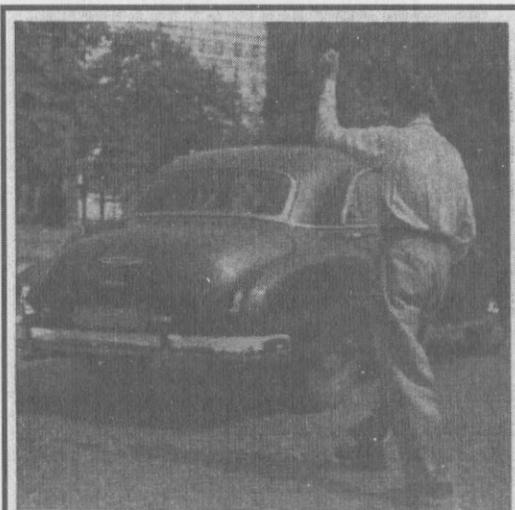
Ich habe mich vorbereitet, einiges gelernt über Befragungen, über Schütz, Foucault und über Armutspolitik. Die schwierigste Prüfungsaufgabe blieb aber für mich – wie für alle anderen, die ich fragte – rätselhaft: Was wollen diese Leute von mir? Wozu diese Prüfungen, welche Leistung, welche Fähigkeiten sollen gemessen werden?

Wir studieren, um etwas zu lernen, und eine bestandene Prüfung soll bestätigen, daß wir am Ende unseres Studiums tatsächlich über ein bestimmtes Wissen, über bestimmte Fähigkeiten verfügen.

Nun können es doch nur zwei Dinge sein, die geprüft werden. Einerseits das, was man sich in der Vergangenheit angeeignet hat, also sinnvollerweise ein Überblick über das Fach und ein Verständnis seiner Grundlagen. Andererseits kann geprüft werden, wie man für die Zukunft gewappnet ist, also Fähigkeiten, die

nach dem Studium im Beruf innerhalb und außerhalb der Wissenschaft vonnöten sind.

Die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten kann sicher nicht



Hinter einem Wagen herzuschimpfen, weil er zu schnell fuhr, ist zwecklos und daher lächerlich

mündlich oder in Klausuren überprüft werden, hierfür ist die Diplomarbeit da. Grundlagen und Übersicht über das Fach könnten demgegenüber durchaus in einer mündlichen Prüfung abgefragt werden. Sie werden es jedoch nicht, und wenn doch, so nur zufällig, weil das Prüfungsgespräch abgeleitet, weg vom wohldefinierten, klar abgegrenzten Thema, das mit möglichst nicht mehr als 50 Seiten Lesetext aufzuarbeiten ist.

Das individuelle Absprechen von Prüfungsthemen halte ich nicht für einen Vorteil für den Prüfling. Zu sehr vergräbt man sich in Feinheiten, zu wenig kann man verknüpfen, sich Argumenten und Erkenntnissen verschiedener Autoren und Schulen bedienen. Ich bin nicht dafür, den Prüfling zum Freiwild zu machen, das der Prüfer mit gezielten Schüssen aus der Fragepistole von einer entlegenen Ecke der Soziologie in die nächste jagen kann. Im Gegenteil, durch die individuelle Themenabsprache wird die Verhandlung um die Eingrenzung des Themas zu einem Teil der Prüfung; und demnach bleibt die Ungewißheit, inwieweit sich der Prüfer ans Thema halten wird. Die Prüfung soll nicht regellos stattfinden, aber die Regeln sollen auch nicht vom Prüfer und von den Aus-

handlungen und der Bekanntschaft zwischen Prüfling und Prüfer abhängen.

Statt dessen ist es notwendig, daß der Rahmen einer Prüfung nicht in mehr oder weniger verrauchten Dozentenbüros festgelegt wird, sondern

für alle einsehbar geschrieben steht. Die Fakultät muß sich Gedanken darüber machen, wie festgeschrieben werden kann, was man bei einer Prüfung über den Prüfling herausfinden will, und für jedes Fach müssen die Prüfenden sich Gedanken machen (und diese Gedanken festschreiben) wie dieses umzusetzen ist.

Die Fakultät muß sich entscheiden,

ob Faktenwissen abgefragt werden soll, ob die Fähigkeit zu überzeugender Argumentation bewertet werden soll, oder ob man zum freundschaftlichen Abschlußgespräch zurückkehren will.

Eine Prüfung ist eine Messung. Vermessen wird der Prüfling. Wie wir wissen macht eine Messung aber nur Sinn, wenn das Meßgerät ein Mindestmaß an Reliabilität und Validität

aufweist. Zur Validität fehlt schon der allererste Schritt, das Wissen darum, was man messen will. Zur Reliabilität wäre es nötig, daß sowohl Meßinstrument als auch die Meßsituation möglichst konstant gehalten werden. Beides ist bei der derzeitigen Form mündlicher Diplomprüfungen an unserer Fakultät nicht gegeben. •

Das Mentorenprogramm

Vielen ist das Wort schon begegnet, einige kennen Leute, die sollen am Mentorenprogramm teilgenommen haben, und es soll ihnen sogar gefallen haben; Dein Tutor trifft sich schon semesterlang mit einem Professor in der Kneipe, die duzen sich....

Es scheinen nicht viele Leute Bescheid zu wissen; bevor die Sache nun völlig zur Legende wird, hier ein paar Anregungen und Informationen.

Wer ist die/der MentorIn? Eine Lehrende, ein Lehrender der Soziologiefakultät.

Was machen die MentorInnen? Sie treffen sich mit einer kleinen festen Gruppe von Studierenden 2 bis 4 Mal im Semester, außerhalb des Lehrplans, in der Uni, in der Kneipe....

Welche Studierenden sind das? Alle, die Soziologie studieren und im Grundstudium sind, aber auch mal welche aus dem Hauptstudium.

Und wozu das Ganze? Schon mal das Gefühl gehabt, daß irgendwie keiner sich um Deine Probleme im Studium und in der neuen Stadt und überhaupt kümmert, hier an der Uni? Schon mal in der Sprechstunde Deines Seminarleiters, Deiner Seminarleiterin gewesen, Dir inhaltlich echt viel versprochen und

nach fünf Minuten ergebnislos wieder höflichst und distanziert vor die Tür gekehrt worden? Schon mal gefragt, was die Lehrenden eigentlich so privat machen? Warum sie eigentlich Soziologie machen, was sie da genau machen hier an der Fakultät? Hast Du persönlich ein paar Fragen zur Soziologie oder zur Wissenschaft im allgemeinen, die Du in den Seminaren nicht diskutieren kannst oder willst? Lust auf mehr Kontakt zu Lehrenden, auf Austausch mit erfahreneren SoziologInnen als Du es noch eine(r) bist und generell auf bessere Betreuung- fachlich und persönlich? Findest Du es auch besser, wenn die Studierenden- und Lehrendenmassen an der Uni Gesichter bekommen? Dann könnte das Mentorenprogramm Deine Chance zu einem erfreulicheren und vielleicht auch erfolgreicherem Studium sein!

Die neuen Gruppen starten immer Anfang des neuen Semesters, Termine zur Anmeldung werden in den Pflichtveranstaltungen der Erstsemester bekanntgegeben und hängen ab der 2./3. Semesterwoche an der Tür der Fachschaft Soziologie aus.

Kontakt: Milena Kärtner, anrufen unter 0521-1640016 oder in der Fachschaft Soziologie in L3-126 nach mir fragen bzw. mir Adresse/Telefon in mein Fach oder den Fachschaftsbriefkasten legen mit dem Stichwort: Mentorenprogramm. •

DIE AKUSTISCHE HAUSARBEIT

Soziologische Perspektiven im Praxisfeld Hörfunkjournalismus

von Matthias Felling und Stefan Mosemann

Hallo liebe Hörerinnen und Hörer! Ihr hört Radio *hertz*, und in der nächsten Stunde geht es um die Frage 'Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie?', eine Kontroverse der Soziologie aus den sechziger Jahren. Jürgen Habermas und Niklas Luhmann diskutierten unter diesem Titel die gesellschaftliche Relevanz der Soziologie. Nahegebracht wird uns dieses Thema von Petra Hullig, Studentin der Soziologie."

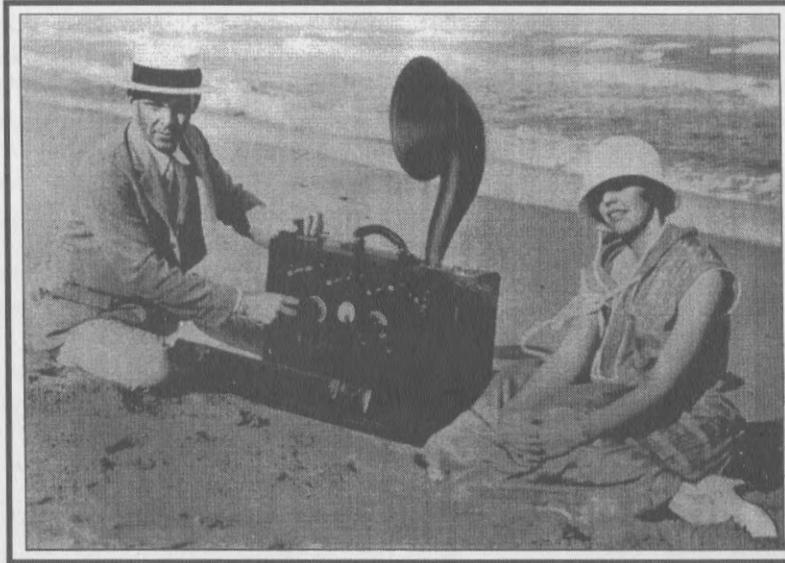


Foto aus: M. Haas et al., Radio-Management, München 1991

Warum sollen Hausarbeiten eigentlich immer nur von *einem* Dozenten oder *einer* Dozentin gelesen werden? Durch Veröffentlichung in der *sozusagen* wurde der Versuch unternommen, Arbeiten einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Eine weitere Möglichkeit, soziologische Themen nach außen zu tragen, bietet das im Entstehen begriffene *Campus-Radio*. Auch jetzt schon besteht prinzipiell die Möglichkeit Beiträge einzubringen, denn der *Uni-Funk* sendet ja schon regelmäßig im Bürger-

funk bei Radio Bielefeld. Aber ab Ende des Jahres sollen die Hochschulen Bielefelds einen eigenen Radiosender bekommen: *hertz xxx.x* (die ickse stehen für die spätere Frequenz). Zur Zeit arbeitet eine Gruppe von Studierenden aller Hochschulen und Fakultäten daran, die nötigen Voraussetzungen hierfür zu schaffen. Räume gibt es schon, in denen Sendestudio und Redaktionsräume eingerichtet werden. Der Sprung vom Bürgerfunk zu einem täglichen Live-Betrieb verlangt eine Umstrukturierung der jetzigen Uni-Funk-Redaktion. Die künftige Wortredaktion von *hertz*

xxx.x besteht aus den Ressorts Wissenschaft, Hochschulpolitik, Nachrichten, Kunst & Kultur sowie Komödie & Lebensart. Außerdem gibt es eine Musikredaktion und eine Internetgruppe. Interessierte, die in einem dieser Bereiche mitarbeiten wollen, sind natürlich herzlich willkommen. Wer noch keine journalistische Erfahrung hat, kann eben diese bei *hertz* erwerben. Das *CampusRadio* versteht sich nämlich als Ausbildungsradio. Aus diesem Grund werden Seminare angeboten, die grundlegende Fähigkeiten vermitteln. Dabei geht es um Beitragsproduktion, Interviewtechnik, Sprecherziehung, Moderationstraining und vieles mehr. *hertz* ist an keine Fakultät angegliedert, sucht aber Möglichkeiten zur Kooperation mit den Fakultäten. In der Pädagogik wird *hertz* beispielsweise als Praktikumsstelle anerkannt. Die LiLi-Fakultät hat bereits Radiobeiträge als Alternative für den Scheinerwerb durch Hausarbeiten anerkannt. Möglichkeiten einer Kooperation

von Studierenden der soziologischen Fakultät mit *hertz* sind sicherlich in gleicher Weise denkbar, hängen aber zur Zeit ausschließlich vom Engagement des oder der Einzelnen ab. Gerade soziologische Themen könnten doch für ein Radiopublikum von Interesse sein. Man hätte dabei die Möglichkeit, ein eigenes Verständnis von Soziologie einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren, fern von der verklärten Darstellung angeblicher soziologischer Inhalte in den Medien, die die Soziologie viel zu häufig lediglich als Einstellungsforschung im Stile Emnids präsentieren. Zudem sollte unserer Ansicht nach die Fähigkeit, soziologische Inhalte für ein breiteres Publikum aufzubereiten, ebenso geschätzt und ihr Erlernen gefördert werden wie deren exakte wissenschaftliche Formulierung in schriftlichen Arbeiten. Die Vorteile eines Radiobeitrages liegen dabei auf der Hand. Die Erläuterung qualitativer Methoden der Sozialforschung könnte beispielsweise mit Originaltönen der beobachteten Boule-Spieler unterlegt werden. Die Globalisierungsdebatte des Wissenschaftssystems wird dadurch illustriert, daß man seine Dozenten – sowie diejenigen anderer Fakultäten – nach ihren e-mail-Partnern oder letzten Reisen im Dienste der Wissenschaft befragt und somit anschauliches Material liefert, das es dem Hörer ermöglicht, diese Problematik nachzuvollziehen. Zum Thema Mu-

siksoziologie spielt man die von Adorno bevorzugte Musik oder gar dessen eigene Kompositionen. Die Postmoderne kann postmodern präsentiert, und ein Widerstreit kann als Hörspiel aufbereitet werden. Daß so etwas auch tatsächlich als Schein anerkannt wird, ist natürlich durch keine bestehende Ordnung abgesichert, sondern muß im Einzelfall mit der betreuenden Dozentin geklärt werden.

Die Mitarbeiter von *hertz* geben Hilfestellung, wenn es Fragen zur Umsetzung und zu möglichen Formen eines Radiobeitrages gibt. Über ein viertelstündiges Feature kann man ein Thema kompakt und umfassend darstellen oder es durch ein einstündiges Special mit Experteninterviews und Umfragen von verschiedenen Seiten beleuchten und anschaulich machen. Das Manuskript des so erstellten Beitrages könnte bei der Dozentin abgegeben werden und als Grundlage für die Scheinvergabe dienen. Wer Interesse an einer wie auch immer gearteten Mitarbeit beim CampusRadio bekommen hat, kann die don-

nerstägliche, offene, um zwölf Uhr stattfindende Redaktionssitzung in C01-220 besuchen oder jederzeit im Büro K3-109 vorbeischauchen. Telefon: 106-3327. E-Mail: unifunk@uni-bielefeld.de.

Man kann natürlich auch bei *hertz* xxx.x mitarbeiten, ohne sich das dann als Schein anerkennen zu lassen. Einfach aus Spaß, denn: Stell dir vor, du stellst das Radio an, und hörst nicht Petra Hullig, sondern: dich selbst! •

Bistro
an der Uni

Uni Max

come in and find out...

Inhaberin: Katja Kustemeier, Universitätsstr. 19, ☎ 162628

Aktion

Montag

Baguettag

großes Baguette DM 6,50

Mittwoch

Salattag: DM 7,50

(Sobatsonderkarte)

Freitag

Pizzatag

jede Pizza (hausgemacht)

nur DM 6,50

Sonntag

Großes Frühstücksbuffet
ab 10.00 Uhr, inkl. Heißgetränke
satt, also Kaffee, Tee, Kakao,
Milchkaffee, Cappuccino
DM 15,00

Öffnungszeiten:

täglich ab 11.00 Uhr,

sonntags ab 10.00 Uhr, kein Ruhetag

3.5.1999

16 Uhr, C01-148; **Graduiertenkolleg:** Matthias Groß (Bielefeld): Post-Preservationism

18 Uhr, Hörsaal 14; **Forum offene Wissenschaft:** Prof. Dr. Karl Otto (Bielefeld): UNO oder NATO? Alternativen künftiger Friedensordnung

19 Uhr, U4-120; **Forschungskolloquium Systemtheorie:** Eckard Kaemper (Bielefeld/Köln): Mehrdeutigkeitsreduktion bei riskanten Entscheidungen

4.5.1999

16 Uhr, T2-228; **Methodisches Kolloquium:** Thorsten Heien: Wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen und Einstellungen der Bürger. Plan eines Forschungsprojektes

16 Uhr, H12; **Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums:** Dr. phil. Sonja Düring (Hamburg): Der Aufbruch der 68er und seine Folgen - Von der sexuellen Befreiung zum sexuellen Überdruß

5.5.1999

16 Uhr, U5-217; **Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie:** Kirstin Platt (Institut für Diaspora- und Genozidforschung Bochum): Trauer und Geschichte: Transnationale Identitätsstiftung durch Erinnerungsarbeit?

18 Uhr, R2-149; **Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“:** Christian Noack (Köln): „Tatarische“ oder „muslimische“ Nationsbildung im Wolga-Ural-Gebiet?

20 Uhr; **Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement:** Besprechung laufender Dissertationen: Th. Strulik - Steuerungsregimes bei Banken

7.5.1999

9.30 Uhr, U4-217; **Colloquium Empirische Kultursoziologie:** Boris Nieswand und Ulrich Vogel (Bielefeld): Fremdheit und Vertrautheit. Strukturierungen der Alltagswelt / Astrid Jacobsen (Bielefeld): Police-Topics / Anja Frohnen (Mainz): Doing Culture in der Unternehmenskommunikation / Kerstin Grosse-Woehrman (Bielefeld): Religiöse Kinderbilder im Prozess des Entstehens. Eine videographische Beobachtungsstudie

14 Uhr, U4-211; **Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik):** Dr. Hans Gsänger, Deutsches Institut für Entwicklungspolitik - DIE: Rekrutierungspraxis und Beschäftigungschancen in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit

10.5.1999

16 Uhr, C01-148; **Graduiertenkolleg:** Alexander Mäder (Bielefeld): Theoretische Festlegung und Operationalisierung eines intuitiven Begriffs: Implizite Kognition in Philosophie und Psychologie

18 Uhr, Hörsaal 14; **Forum offene Wissenschaft:** Prof. Helmut Steiner und Prof. Dr. Peter Weinbrenner (Bielefeld, WiWi): Die Welt als Börsenplatz? Probleme der Steuerung und Kontrolle der internationalen Kapital- und Finanzmärkte

19 Uhr, U4-120; **Forschungskolloquium Systemtheo-**

rie: Andreas Ziemann (Essen): Soziologie des Raums (Arbeitsstil)

11.5.1999

16 Uhr, T2-228; **Methodisches Kolloquium:** Anke Schloosch: Zum Zusammenhang von sozialer Lage und Gesundheit. Eine empirische Untersuchung am Beispiel von Bielefelder Schulanfängern

16 Uhr, H12; **Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums:** Anke Lesner (Bielefeld): Normalisierung von Transsexualität/Geschlechtswechsel?

12.5.1999

16 Uhr, U5-217; **Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie:** Dr. Thomas Zitelmann (Berlin): Transnationalismus lange vor seiner Erfindung: Eine deutsch-äthiopische Familie und ihre Netzwerke

18 Uhr, R2-149; **Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“:** Ingeborg Kaufmann (Berlin): Repräsentationskultur am Beispiel des dreihundertjährigen Thronjubiläums der Romanov-Dynastie (angefragt)

20 Uhr; **Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement:** Besprechung laufender Dissertationen: M. Schmidt - Ideenhaus und Wissensmanagement bei DC

14.5.1999

14 Uhr, U4-211; **Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik):** Dr. Petra Ulshöfer, ILO, Genf: Sozialwissenschaftlerinnen in UN-Organisationen

17.5.1999

16 Uhr, C01-148; **Graduiertenkolleg:** Torger Möller (Bielefeld): Der medizinische Diskurs über Epilepsie in Deutschland von 1920 bis 1990 und seine sozialen Implikationen

18 Uhr, Hörsaal 14; **Forum offene Wissenschaft:** Prof. Dr. Walther Kindt (LiLi, Bielefeld): Politische Rhetorik? Ein Trauerspiel.

19 Uhr, U4-120; **Forschungskolloquium Systemtheorie:** Kruecken (Bielefeld): Renaissance des Institutionalismus? Neue Theorieentwicklungen in der US-amerikanischen Soziologie

18.5.1999

16 Uhr, T2-228; **Methodisches Kolloquium:** Dr. Stefanie Eifler: Bedingungen für Non-Response. Eine Anwendung der Korrespondenzanalyse

16 Uhr, H12; **Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums:** Karin Jurschik (Köln): Nichts worüber wir nicht sprechen könnten. Romanze mit der Massenkultur der Lesben

19.5.1999

16 Uhr, U5-217; **Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie:** Dr. Hannelore Börgel (Berlin): Das Ende der Entwicklungsprojekte

18 Uhr, R2-149; **Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“:** Prof. Gennadij Kotceckov (Ja-

rosavl'): Die russische Revolution 1917

20 Uhr; **Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement:** Besprechung laufender Dissertationen: Mascarno - Rolle des Staates in Chile

21.5.1999

14 Uhr, U4-211; **Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik):** Dr. Manfred Stassen, DAAD: Der DAAD als Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen

25.5.1999

16 Uhr, T2-228; **Methodisches Kolloquium:** Dr. Barbara Hölscher: Gruppendiskussionsverfahren

26.5.1999

16 Uhr, U5-217; **Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie:** Dr. Shalini Randeria (Berlin): Internationalismus bzw. Bevölkerungspolitik

18 Uhr, T0-260; **Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“:** Prof. Byrt (Botschafter der Republik Polen, Berlin): Der Eintritt Polens in die EU: Probleme, Perspektiven, Lösungen

20 Uhr; **Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement:** Knowledge networks

28.5.1999

14 Uhr, U4-211; **Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik):** Dipl.-Soz. Willi Lange (Hanns Seidel-Stiftung, München): Politisch-Stiftungen als Berufsfeld für Sozialwissenschaftlerinnen

31.5.1999

16 Uhr, C01-148; **Graduiertenkolleg:** Torsten Wilholt (Bielefeld): Zahl, Maß und Größe: Eine philosophische Untersuchung über die Anwendung der Mathematik auf die Natur

18 Uhr, Hörsaal 14; **Forum offene Wissenschaft:** Prof. Dr. Martin Stock (Rechtswissenschaft, Bielefeld): Was wird aus der politischen Öffentlichkeit? Zur Zukunft von Radio und Fernsehen

19 Uhr, U4-120; **Forschungskolloquium Systemtheorie:** Georg Jongmanns (Bielefeld): Koppeln und Schliessen: Zur strukturellen Kopplung sozialer Systeme

1.6.1999

16 Uhr, H12; **Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums:** Dieter Schnack (Köln): Glotze statt Liebe - Anmerkungen zum polymorphen Fernsehgucker

2.6.1999

16 Uhr, U5-217; **Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie:** Dr. Thomas Menkoff (Singapore): Local Responses to Globalization - The case of Singapore

18 Uhr, R2-149; **Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“:** Prof. Dr. Leonid Ionin (Wirtschaftshochschule Moskau): Über den Gebrauch westlicher sozialwissenschaftlicher Kategorien bei

der Analyse der russischen Gegenwartsgesellschaft
20 Uhr; Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement: Global governance und Steuerungsregimes

4.6.1999

14 Uhr, U4-211; Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik): Dr. Karin Werner: Sozialwissenschaftler im Berufsfeld Verlag und Kommunikation

7.6.1999

16 Uhr, C01-148; Graduiertenkolleg: Heike Franz (Bielefeld): Bildungsbürgertum und „zweite Kultur“ in Deutschland 1850-1939

18 Uhr, Hörsaal 14; Forum offene Wissenschaft: Horst Kruse (Polizeipräsident von Bielefeld) und Prof. Dr. Detlev Frehsee (Rechtswissenschaft, Bielefeld): Sicherheitslage und Unsicherheitsgefühl. Brauchen wir ein neues Leitbild der Polizei?

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Peter Fuchs (Neubrandenburg): Die Metapher des Systems

8.6.1999

16 Uhr, T2-228; Methodisches Kolloquium: Robert Glowienka: Internet-Befragungen: Vor- und Nachteile
16 Uhr, H12; Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums: Tanja Rode (Marburg): Zur Normalisierung des Sado-Masochismus - Eine feministische Kritik

9.6.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie: PD Dr. Ludger Pries (Göttingen): Transnational Social Spaces: A new approach for a new phenomena

18 Uhr, R2-149; Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“: Tsogt-Ochir Ishdorj (Ulan Bator, Mongolische Akademie der Wissenschaften): Probleme der mongolischen Geschichte

20 Uhr; Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement: Besprechung laufender Dissertationen: H. Hilse - Lernende Organisation

11.6.1999

9.30 Uhr, U4-217; Colloquium Empirische Kultursoziologie: Elisabeth Mohn (Bielefeld): Eigensinn - Sinnstiftung - Sinnlosigkeit, Sinnkonzepte des Epistemics 'Dokumentieren' / Klaus Amann (Bielefeld): Soziologische Forschung mit der Kamera / Holger Braun (Hamburg): Agnes und die Agenten (Text bei Frau Diekmeier) / Marco Koester (Bielefeld): Forschungsprojekt Stasispionage

14 Uhr, U4-211; Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik): Dr. Winfried Laaser (Brot für die Welt): Kirchliche Entwicklungszusammenarbeit - eine Chance nicht nur für die „Dritte“ Welt

14.6.1999

16 Uhr, C01-148; Graduiertenkolleg: (t.b.a.)

18 Uhr, Hörsaal 14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Ute Frevert (Geschichtswissenschaft, Bielefeld): Kann die Politische Kommunikation aus der Geschichte lernen?

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Christian Frankel (Kopenhagen/Bielefeld): Transnationalisierung der Politik durch Marktbildung

15.6.1999

16 Uhr, T2-228; Methodisches Kolloquium: Termin noch offen

16 Uhr, H12; Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums: Prof. Dr. Robert Connell (Sydney): Masculinities and Globalization

16.6.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie: Dr. Karin Werner (Bielefeld): (Titel wird bekanntgegeben)

18 Uhr, R2-149; Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“: noch offen, siehe Aushänge
20 Uhr; Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement: Steuerungsregimes im Rating (Hermesen/Strulick)

18.6.1999

14 Uhr, U4-211; Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik): Dipl.-Soz. Rainer Tump (Arbeitsgemeinschaft entwicklungspolitischer Gutachter): Zwischen Arbeitslosigkeit und Jet-Set: Gutachter in der internationalen Zusammenarbeit

21.6.1999

16 Uhr, C01-148; Graduiertenkolleg: Johanna Wurbs (Bielefeld): Erfassung und Bewertung von Umweltauswirkungen von Produkten mit Hilfe von Ökobilanzen - Vergleich verschiedener Bewertungskonzepte bei Ökobilanzen am Beispiel ausgewählter Textilfarbstoffe

18 Uhr, Hörsaal 14; Forum offene Wissenschaft: Podiumsdiskussion mit Vertretern der 4 Ratsfraktionen sowie dem Agenda-Beauftragten, Bielefeld 2010 - Stadtentwicklung im Zeichen der Lokalen Agenda 21
19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Lutz Ellrich (Freiburg): Systemrationalität und Faschismus

22.06.1999

16 Uhr, T2-228; Methodisches Kolloquium: Prof. Dr. Naeve: Interaktive Statistiklernprogramme

16 Uhr, H12; Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums: Cora Molloy (Frankfurt): Prostitution als Dienstleistung

23.6.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie: Prof. Dr. Clive Kessler (Wissenschaftskolleg Berlin): (Titel wird bekanntgegeben)

18 Uhr, R2-149; Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“: noch offen, siehe Aushänge

20 Uhr; Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement: Atopische Gesellschaft (Text Wilke)

25.6.1999

14 Uhr, U4-211; Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik): Dipl.-Soz. Uwe Pollmann: Journalismus als Berufsfeld für Entwicklungssoziologen

28.6.1999

16 Uhr, C01-148; Graduiertenkolleg: Smilla Ebeling (Bielefeld): Die Evolution der Parthenogenese - Sozialgeschichte einer Forschung

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Nina Ort (Muenchen): Das Verdraengte in der Systemtheorie: Luhmann und Lacan

29.6.1999

16 Uhr, T2-228; Methodisches Kolloquium: Prof. Dr. Andreß: Ein Leben nach Benninghaus? Neue Literatur für die Statistikausbildung

16 Uhr, H12; Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums: Stefanie Soine (Bielefeld): Lesbischer Fetischismus - zur leidenschaftlichen Fiktion perversen lesbischen Begehrens bei Theresa de Lauretis

30.6.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie: Die Lehrforschungsgruppen Kenia und Bangladesch stellen ihre Projekte vor

18 Uhr, R2-149; Interdisziplinäres Kolloquium „Osteuropäische Studien“: Dr. Vladimir Il'in (Universität Syktyvkar): Russia and Europe od Russia in Europe?

20 Uhr; Forschungskolloquium Wissensgesellschaft und Wissensmanagement: Rechtliche Steuerung der Weltgesellschaft (C. Piel)

2.7.1999

9.30 Uhr, U4-217; Colloquium Empirische Kultursoziologie: Thomas Scheffer (Stuttgart): Zur Mikroanalytik von Machtprozessen / Stefan Hirschauer (Bielefeld): Materialien zum Peer-Review / Andreas Mayer (Cambridge): Zur Geschichte der Psychoanalyse (Text bei Frau Diekmeier) / Martina Merz (Genf): Geschlechterdifferenz im Labor. Wissenschaftliche Arbeit im Disziplinenvergleich

14 Uhr, U4-211; Berufsperspektiven für Sozialwissenschaftler (Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung und Entwicklungspolitik): Schlusdiskussion: Die Verantwortung der Universität für die Berufschancen ihrer Absolventen Dr. Johannes Augel (Fakultät für Soziologie) / Regierungsrat Dipl.-Soz. Helmut Fangmann (Ministerium für Wissenschaft und Kultur, Hannover) / Dr. Andrea Frank (Referentin des Prorektors für Lehre) / Prof. Dr. Peter Lundgreen (Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie)

news

Am 6. Mai 1999 findet eine zentrale **Informationsveranstaltung "Soziologiestudium im Ausland"** statt. Gestaltet wird die Veranstaltung von den ERASMUS-Programmbeauftragten unserer Fakultät, Frau Kruse vom Akademischen Auslandsamt und Euch. **Hörsaal 6 um 16 Uhr.**

An unserer Fakultät gilt es mit allen nötigen Ehren Frau Prof. **Birgit Geissler** zu begrüßen. Frau Geissler kommt zu uns aus Bremen, und ihr Lehrdeputat gilt schwerpunktmäßig dem Studiengang **Sozialwissenschaften**. Ihre Forschungsinteressen erstrecken sich offenbar insbesondere auf Themen der Familiensoziologie und der Soziologie der Arbeit.

Die **Fachschaft Soziologie** hält ihre **Sitzung** dieses Semester jeden **Donnerstag um 18 Uhr** in **L3-126** ab. Interessierte sind immer willkommen und finden weitere Informationen entweder am Brett der Fakultät in der Halle oder am fachschaftseigenen auf L3.

In diesem Sommersemester evaluiert eine fakultätseigene Kommission in einer ersten 'selbstevaluativen' Stufe die **Praxis-schwerpunkte**. Die Interessen der Studierenden vertritt **Daniela Grunow**.

Die **Forschungskommission** möchte gerne den **wissenschaftlichen Nachwuchs fördern**. Und zwar den, der noch in den Kinderschuhen steckt. Das sind wir. Die Kinderschuhe, das ist das Studium, und gefördert wird der- oder diejenige, der (oder die) die Kinderschuhe am elegantesten auszieht. In unserem Fall heißt das, daß man eine möglichst elegante, gute und wissenschaftlichen Ansprüchen mehr als genügende Diplomarbeit schreiben muß. Wer das tut, hat die Chance, einen **mit DM 300,- dotierten Preis** zu erhalten. Das heißt, eigentlich gibt es zwei Preise: einen für eine eher empirisch ausgerichtete und einen für eine eher theoretisch ausgerichtete Arbeit. Im Rahmen einer Feierstunde für die AbsolventInnen der Fakultät sollen diese beiden Preise dann am 30. Juni 1999, um 20 Uhr verliehen werden.

Herr Dr. **Kurt Beck** vertritt die **Professur Sozialanthropologie** von Prof. **Günter Schlee**, der sich nach seiner Ernennung zum Direktor des neugegründeten Max-Planck-Instituts in Halle an der Saale mit den nötigen Vorbereitungen dort beschäftigt. Herr Beck kommt zu uns aus Bayreuth und ihn beschäftigten bislang insbesondere Themen im Bereich der politischen Anthropologie und der Ethnologie der Arbeit.

Unser Neuzugang Prof. Dr. **Hans-Peter Blossfeld** erhält für sein **Forschungsprojekt** "Lebensverläufe im Globalisierungsprozeß. Veränderungen im Bildungs- Beschäftigungs- und Familiensystem moderner Gesellschaften" von der **Volkswagenstiftung** 2,74 Millionen DM. Das Projekt untersucht, in welcher Weise sich der Globalisierungsprozeß in verschiedenen Ländern auf die Bildungs-, Berufs- und Familienverläufe der Individuen auswirkt. Untersucht werden soll weiterhin, ob sich durch die Verlagerung von Marktrisiken auf die einzelnen Individuen neue Muster der sozialen Ungleichheit ergeben. Das Projekt ist auf fünf Jahre konzipiert und wird mit 13 Kooperationspartnern in Dänemark, Norwegen, Schweden, in der Schweiz, in Italien, Spanien, Frankreich, England, Polen, Ungarn und in den USA durchgeführt.

Im Rahmen der allgemeinen **Studienberatung** ist eine "**Auslandssprechstunde**" eingerichtet worden, die der gezielten Beratung hiesiger Studierender, die einen Auslandsaufenthalt planen bzw. ausländischer Studierender, die gerade hier sind, dient. Wann? Siehe rechts.

Frau **Silvia Wieseler** wurde zum 1.3.1999 als **wissenschaftliche Mitarbeiterin** für den Lehr- und Forschungsbereich "**Soziale Probleme und Problemintervention**" eingestellt. Herzlich willkommen!

Öffnungszeiten
SozCafé
 (L3-120)
Montag: 12 -14 Uhr
Dienstag: 12 -16 Uhr
Mittwoch: eventuell
Donnerstag: 12 -16 Uhr.

Unser **Praktikumsbüro** hat eine **neue Betreuung** bekommen: Ab Januar diesen Jahres übernahm diese Aufgabe **Daniela Grunow**. Zugleich betreut sie auch noch diejenigen, die ein Praktikum suchen, gesucht haben, finden, gefunden haben, bestätigt bekommen wollen, aber nicht mehr die, die bereits ein Praktikum bestätigt bekommen haben. Diese sind nämlich schon von ihr betreut worden und gehören insofern der Vergangenheit an. Alle anderen aber können sich freuen, daß sie sich nach der hervorragenden Betreuung der letzten Jahre durch **Sabine Mellies** und **Pia Finckenbusch** nun wieder in so treuen Händen befinden. Sabine und Pia gilt unser Dank für ihre engagierte Arbeit. Und: Viel Glück. Das gilt allen dreien.

Studienberatung
 Sommersemester
 1999
L3-127
Montag:
 M. Kauppert¹ 12:00 - 14:00
Dienstag:
 C. Wehrsigg 13:00 - 15:00
Mittwoch:
 H. Tyrell 13:00 - 15:00
Donnerstag:
 F. Meier¹ 12:00 - 14:00
Freitag:
 H. Harbach² 11:00 - 13:00
*1 studentische Studienberatung
 2 auch Auslandsstudienberatung*

Medienzentrum
 Fakultät für Soziologie
Raum: L 3-100
Tel.: 0521 - 106-4207
e-mail:
 medienlabor@post.uni-bielefeld.de
Öffnungszeiten
 (auch in der vorlesungsfreien Zeit):
Mo., Di., Do.: 9 bis 12 Uhr
Mi.: 14 bis 17 Uhr
 sowie nach vorheriger Vereinbarung

Essays über

ETHIK, MORAL & SOZIOLOGIE

Inhalt

Kerstin Klein:

Wissenschaft und Ethik

Oder: Was einmal gedacht wurde,
kann nicht mehr zurückgenommen
werden?

S. 19

Was ist Raisons d'agir?

Interview mit Bernard Lacroix
und Ingrid Gilcher-Holtey

Von Jana Klemm

S. 33

Frank Berner und Michael Scherf:

*Solidarität: Trainspotting,
die drei Musketiere und das
Rentenversicherungssystem*

S. 43

Ethik in den Wissenschaften

Interview mit Peter Weingart

Von Andrea Mennicken

S. 53

WISSENSCHAFT UND ETHIK

Oder: Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden?

von Kerstin Klein

Niemals zuvor in der Vergangenheit hatte der westlich-abendländische Mensch so viel Verantwortung zu tragen wie heute. Denn noch nie hatte er so viel Macht, wissenschaftlich-vervielfältigte Macht über andere Menschen, aber auch über andere Naturwesen und Arten, über seine Umwelt, ja, über die Lebenswelt auf der Erde insgesamt. (...) Aber nicht nur Waffengewalt, sondern auch gutwillige Entwicklungen zugunsten oder im Interesse der Menschheit oder von Teilgruppen können Schädigungen erzeugen - zum Teil erst im kumulativen, sich anhäufenden oder synergetischen Zusammenwirken vieler Akteure und Agentien. Wer ist hier verantwortlich?¹

„Die vom bloßen Faktum der Wissenschaft ausgehende Beunruhigung ist denn auch unübersehbar - vor allem, nachdem die ökologischen Auswirkungen mehr und mehr in den Blick kommen. Es wäre aber ein falscher Trost, wenn man sich von einer Wissenschaftsethik Abhilfe erhoffen würde. Das liefe auf eine leichtfertige Selbstillusionierung hinaus. (...) Kurz: die als Hoffnung in Anspruch genommene Ethik gibt es gar nicht. Und es nützt dann auch nichts, wenn man Kommissionen

damit beauftragt, Formulierungen zu entwerfen. Das hat Sinn als Umwegmanöver einer Politik, die sich nicht direkt auf das Problem einlassen kann; aber es ändert nicht das Geringste daran, daß die Wissenschaft sich autopoietisch reproduziert.“²

I Einleitung

Der Begriff Ethik taucht in verschiedensten Diskussionszusammenhängen auf. Meines Erachtens dient die Thematisierung von Ethik in der Regel dazu, zu begründen, wie *richtiges Handeln* aussähe, es *einzufordern*, vor *falschem Handeln* zu warnen oder *Zukunft vorherzusagen*, indem Szenarien beschrieben werden, die Folge des angemahnten *falschen* Verhaltens sind. Dies wird häufig mit standhafter Sicherheit vorgenommen. Wesentliches Kennzeichen dieser Argumentation ist die Annahme, daß bei Befolgung des aufgezeigten *richtigen* Verhaltens sonst nichts weiter zu Befürchtendes auftreten wird. Der Ethikdiskurs erfuhr in den letzten Jahrzehnten durch Entwicklungen in der Gen- und Biotechnologie eine be-

sondere Belebung. Publikationen zum Thema (Wissenschafts-) Ethik nehmen auf diesen stark umstrittenen Technologiebereich Bezug, um mehr oder weniger scharf ebenso für das Ende wie für die Fortsetzung dieses Technologiepfades einzutreten.³ Um den normativ überladenen und nahezu paradoxen ethischen Begründungszusammenhang einmal soziologisch zu lüften, beschäftigte ich mich mit diesem Thema. Der Untertitel dieses Essays „Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden“ wird von Möbius in Dürrenmatts „Die Physiker“ ausgesprochen. Einerseits erscheint mir dieser Gedanke als anregender Einstieg, aber andererseits auch als eine prägnante literarische Beschreibung dessen, was möglicherweise der Fall ist.

In diesem Essay gehe ich folgender Vermutung nach: Es ist nicht das Problem, eine letztbegründende Theorie oder Ethik zu finden, um gesellschaftliche, technologische, wissenschaftliche, ökologische, etc. Mißstände aufzuzeigen oder gar verhindern zu wollen. Das größere Problem scheint mir die tiefer darunter liegende Dynamik wissenschaftlich-

technischer Reproduktion und Innovation zu sein, die Kennzeichen der Gesellschaft des säkularisierten und industrialisierten Homo sapiens der Postrenaissance ist. Die gesellschaftlichen Bedingungen mitzureflektieren, unter denen stattfindet, was Ethik anmahnt, könnte ihr vielleicht eher zu Anschlußfähigkeit verhelfen, als es das moralische Klagen über das *Schlechte* vermag. Angemerkt sei noch, daß ich den Ethikdiskurs hier nicht abbilde, da ich davon ausgehe, daß jede bereits ein anschauliches Bild davon hat.

2 Verwissen- schaftlichung und Pluralisierung der Lebenswelt

In diesem Kapitel werde ich die Verwissenschaftlichung der menschlichen Lebenswelt als einen Hintergrund beschreiben, der dazu führte, den im Mittelalter noch religiös verwurzelten Menschen aus einem gesellschaftlich umfassend geltenden Weltbild mit klaren Ge- und Verboten und damit nach Berger aus Gemeinschaftlichkeit herauszulösen, um ihn infolge von Aufklärung und Industrialisierung Ideen wie die der Auf-sich-selbst-Bezugnahme, Rationalität und Lebensqualitätsverbesserung durch Fortschritt auszusetzen.

Vor diesem Hintergrund spielt sich der gegenwärtige Ethikdiskurs ab, der selbst natürlich Produkt dieser sozialkulturellen Entwicklung ist.

Moderne Gesellschaften verdanken ihren historisch außergewöhnlich hohen Lebensstandard den Erkenntnissen eines wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts, der insbesondere seit der Industrialisierung radikal voranschreitet. Dies führte auch zu einer zunehmenden Verwissenschaftlichung und Technisierung des individuellen Lebensalltags, der von wissenschaftlichen Denkmustern durchdrungen und nach ihnen gestaltet wird. Kennzeichen ist dafür laut Frühwald, daß für viele Lebensprobleme wissenschaftlich fundiertes Expertenwissen zur Beurteilung herangezogen wird, was zu Zweifeln und Mißtrauen gegenüber eigenen Denk- und Lebensstilen führe.⁴ Nach Ansicht Feyerabends erstreckt sich der Einfluß wissenschaftlicher Erklärungsmuster auf nahezu sämtliche Bereiche des Lebens, da Wissenschaftler als Expertinnen auf vielen Gebieten als entscheidungskompetent gelten: Menschliche Beziehungen, die Entwicklung des Menschen, medizinische Behandlung, Ernährung, Erziehung, Schule, Politik usw. werden mittels wissenschaftlicher Programme, Maßstäbe und Ursachenerklärungen erläutert, determiniert und somit beeinflußt.⁵ Folgendes Zitat verdeutlicht zynisch das Ausmaß

der Verwissenschaftlichung: „Geburt, Erziehung, Seelsorge, Heilung – alles ist heute in den Händen von Wissenschaftlern, und sinkt der müde Bürger schließlich in sein wohlverdientes Grab, dann sorgt die Grabwissenschaft dafür, daß auch dieses Ereignis nach streng wissenschaftlichen Disziplinen abläuft.“⁶

Die durch eine zunehmend technikorientierte Wissenschaft⁷ erreichten technischen Errungenschaften der Industriellen Revolution konnten neben den Hoffnungen, die mit diesem Fortschritt verbunden waren, zunächst auch einen positiven Glauben an die Wissenschaft fördern. Laut Frühwald ist heute jedoch eher „Wissenschaftsangst und Wissenschaftskepsis“⁸ dazugetreten, was er als Folge einer Technologie- und Wissenschaftsgeschichte sieht, die die Menschheit auch immensen Risiken aussetzt.

Die sich so darstellende neuzeitliche Wissenschaft wurde durch ideengeschichtliche Einflüsse eingeleitet, die in Europa insbesondere im 17. Jahrhundert aufkamen und die nach wie vor die ideelle Grundlage der Mehrzahl der wissenschaftlichen Disziplinen bilden: die an die Vernunftbegabung des Menschen appellierende wissenschaftliche Aufklärung, der Objektivitätsglaube der Wissenschaft, die Entstehung einer durch Methodik und Logik formalisierten, analytischen und erkenntnisgeleiteten

ten Forschung und der Fortschritts-optimismus im Zuge der beginnenden Industrialisierung. Mit diesen Gedankenströmungen ging die Auflösung des religiösen Weltbildes des mittelalterlichen Menschen einher, das durch eine Vielzahl von religiös-moralisch begründeten Ge- und Verboten, wie z.B. dem Verbot des Sezieren von Leichen, gekennzeichnet war. Religiöse Instanzen sowie auch die Skepsis der mittelalterlichen Zünfte gegenüber handwerklich-technischen Innovationen stellten sich zu diesem Zeitpunkt als Institutionen dar, die sich bewußt einem sich beschleunigenden wissenschaftlich-technischen Erkenntnisfortschritt entgegensetzten.⁹ Die durch Verwissenschaftlichung einsetzende und umfassende Rationalisierung der Lebenswelt führte zu Bedeutungs- und Machtverlust dieser gegenmodernen Institutionen. „Der gesamte Prozeß

(die *Geburt* der neuzeitlichen Wissenschaft, eig. Anm.) war eingebettet in den Fortschritt der frühkapitalistischen Gesellschaft, die das Kollektivbewußtsein, magisches Denken und den Glauben an Autorität schwächte und die weltliches, kausales, rationales und quantitatives Denken vorantrieb.“¹⁰ Laut Berger wurde auf diese Weise ein Säkularisierungs-Prozeß

eingeleitet, der die Auflösung einer an Gemeinschaftlichkeit orientierten Lebenswelt bedeutete, da Religiosität eine gemeinsame „Sinn- und Solidaritätsquelle“ von Gemeinschaftsmitgliedern (des Dorfes, der

mehr für die heutige moderne Industriegesellschaft, deren Kennzeichen Pluralität von Weltbildern und Lebensstilen ist.

Im Ethik-Diskurs wird der Wegfall des Gottesbildes häufig als Ursache

Der Herr bittet eine Dame in Begleitung eines Herrn dadurch zum Tanz, daß er sich mit dieser Bitte an ihren Begleiter wendet



Sippe oder der Familie) darstelle. „Schärfer: Zerstörung religiöser Überzeugungen durch die neuzeitliche Wissenschaft ist die Voraussetzung für den Niedergang der Gemeinschaft.“¹¹ An die Stelle des vereinheitlichenden Gottesbildes trat zunächst der Glaube an den Fortschritt durch Wissenschaft und Technik, doch gilt dies sicherlich nicht

dafür gesehen, daß der modernen Gesellschaft kein umfassendes und einheitliches Weltbild ihrer Mitglieder mehr zugrunde liegt. Hier stellt sich dann z.B. in bezug auf gentechnische Eingriffe die Frage, inwiefern es überhaupt noch möglich ist, gesellschaftlichen Konsens darüber zu erzielen, was erwünscht oder nicht legitim ist.¹²

3

Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden

An dieser Stelle möchte ich wieder den Satz des Möbius aufgreifen, um ihn unter Berücksichtigung von Schelsky und Luhmann eingehender zu betrachten. Schelsky schrieb in den 60er Jahren über die wissenschaftliche Zivilisation und den Sachgesetzmäßigkeiten unterworfenen technokratischen Staat. Ihm zufolge unterliegt die Entwicklung von Wissenschaft und Technik dem Sachzwang zur Erreichung maximaler Leistungsfähigkeit, was gerade durch die (natur-) wissenschaftliche Methode der Analyse und Synthese von Materie befördert werde.

„Die moderne Technik beruht auf der analytischen Zerlegung des Gegenstandes oder der Handlung in ihre letzten Elemente, die in der Natur nicht vorfindbar sind. (...) Die moderne Technik beruht auf der Synthese nach dem Prinzip der höchsten Wirksamkeit: Unter den Mitteln, die so durch die analytische Zerlegung bereitgestellt werden, drängt die moderne Technik unvermeidlich das funktional Wirksamste auf. Hier liegt ihr unserem Denken längst selbstverständlich gewordener Imperativ: die maximale Leistungshöhe, die technische efficiency, ist der Richtungspunkt der Synthese, die

den modernen technischen Fortschritt steuert.“¹³

Dabei stellt die bloße Existenz der auf diese Weise neu entstandenen ergiebigeren Technologien bereits den Zwang ihrer Verwendung dar. Als gute Beispiele dienen Atomtechnologie und Gentechnik, denn sie ermöglichen aufgrund eines synthetischen Verfahrens einen maximalisierten Output. Doch obwohl ihr Einsatz in der gesellschaftlichen Beobachtung als höchst riskant dargestellt wird und gesellschaftlich umstritten ist, werden sie trotzdem so umfassend verwendet, daß die Existenz der modernen Gesellschaft vor allem in bezug auf Atomenergie grundlegend von ihnen abhängig ist.¹⁴ Dieser Prozeß ist nun nahezu unumkehrbar, denn alles andere erscheint zu teuer und nicht ausreichend effektiv, zumal damit auch die Frage verbunden ist, was dann überhaupt mit den technologischen Artefakten passieren könnte. Auch bei Luhmann finden sich Gedanken von Schelskys Sachzwangsthese wieder, wenn er die moderne funktional differenzierte Gesellschaft beschreibt als die

„(...) Auflösung und Rekombination von früher kompakt, natürlich, konkret gegebenen Einheiten. Das bezieht sich (...) auf die Umwelt, die wir in Atome und Atomteilchen zerlegen und rekombinieren können, auf die genetische Struktur der Organismen, die wir heute mit sehr viel Differenziertheit zerlegen und rekombinieren. [...] Auf dieser Struktur be-

ruht die eigentliche Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft, nicht nur im wissenschaftlichen Bereich, sondern auch in den Bereichen der Wirtschaft, der Erziehung, der Politik. (...) Wir sind ein bestimmtes Leistungsniveau nun gewohnt und machen alle Einrichtungen von diesem Leistungsniveau abhängig.“¹⁵

Ich betrachte den Satz des Möbius trotz seines literarischen Kontextes unter Hinzunahme der Betrachtungen Schelsky und Luhmann als prägnant und durchaus zutreffend. Hiermit sehe ich auch meine Ausgangsthese bestätigt: Es scheint ein wesentliches Kennzeichen moderner Industriegesellschaften zu sein, daß die Struktur ihrer wissenschaftlich-technischen Dynamik dem Zwang zu kontinuierlicher und potenziertem Leistungs- und Ertragssteigerung unterliegt, was mit Luhmanns Worten die Eigenlogik der Funktionssysteme ausmacht. Hieraus resultiert zwangsläufig auch die Reproduktion von Problemen und Risiken, die mit Hilfe von Ethik-Konzepten kaum auflösbar scheinen, wenn sie lediglich moralisch klingen und die funktionale Differenzierung nicht mitreflektieren.

Wie sich der Zwang zu mehr Leistungsfähigkeit in gesellschaftlicher Differenzierung manifestiert, beschreibt Schelsky, indem die Welt, die der Mensch mit seiner Technik konstruiert, ihm wieder gegenübertritt. „Der Mensch löst sich vom Naturzwang ab, um sich seinem eige-

nen Produktionszwang wiederum zu unterwerfen. Wir produzieren die wissenschaftliche Zivilisation nicht nur als Technik, sondern notwendigerweise in viel umfassenderem Maße dauernd auch als 'Gesellschaft' und als 'Seele' (...) der Mensch ist sich selbst als soziales und als seelisches Wesen eine technisch-wissenschaftliche Aufgabe der Produktion geworden."¹⁶ Van den Daele beschreibt die Veränderungen einer Gesellschaft durch die Einpassung von Technisierungen in kulturelle Wertemuster und Einstellungen folgendermaßen: „Die Folgen erlaubten innovatorischen Handelns müssen grundsätzlich 'woanders' verarbeitet werden, beim Einzelnen durch Korrektur seines Weltbilds, im Schulsystem durch neue Curricula, in der Sozialversicherung durch Umstrukturierung der Leistungen usw. Insofern sind neue technische Möglich-



Richtige Tanzhaltung

keiten über 'Anschlußrationalität' sozial integriert. Man muß sie zur Kenntnis nehmen und sich auf sie einstellen."¹⁷ Bei Luhmann wird der Gedanke der Vergesellschaftung von Technik in etwas anderer Form entwickelt: Die Konsequenz der Autonomie und Selbstproduktion von sozialen Funktionssystemen wie z.B. Ökonomie oder Wissenschaft sieht er darin, daß sie die „einzigsten Reparaturinstanzen für sich selber sind (...)“¹⁸ Ein Funktionssystem kann nur mit den gleichen Mechanismen bzw. mit seiner spezifischen Systemlogik beansprucht werden, die Probleme, die es selbst hervorruft, auch wieder zu lösen. Wenn Risiken gentechnologischer Verfahren in Grenzen gehalten werden sollen, ist dazu weitere Forschung notwendig.

4

Soziologische Betrachtungen

In diesem Kapitel stelle ich drei theoretische Ansätze dar, die in den Ethikdiskurs aufschlußreiche und anregende Aspekte einführen. Erstens sind das systemtheoretische Überlegungen zum Thema Ethik, die ich anhand von Luhmann ausführe, zweitens stelle ich die Theorie der Selbstorganisation nach Mocek dar, der anhand von Prämissen dieses Ansatzes einen verantwortungsbewußten Umgang mit Unsicherheit und Risiko beschreibt. Drittens erläutere ich die Grundidee der Kybernetik und zeige anhand von Heinz von Foerster, was seiner Meinung nach in bezug auf individuelles Handeln und Ethik daraus resultiert.

4.1 Systemtheorie und Ethik

„Konzentriert auf Fragen der moralträchtigen Begründung moralischer Urteile hat die Ethik den Bezug zur gesellschaftlichen Realität verloren. Vielleicht ist das der Grund, weshalb sie als interessenunabhängige Instanz gefragt ist. Aber wie kann Ethik in Angelegenheiten einer Gesellschaft urteilen, die sie nicht kennt?“¹⁹

Nach Luhmann ist Ethik eine Reflexionstheorie oder Beschreibung der Moral, deren Leitcode die Unter-

scheidung von gut und schlecht ist. Moral versteht er als „eine besondere Art von Kommunikation, die Hinweise auf Achtung oder Mißachtung mitführt.“ Nur unter spezifischen Bedingungen wird Achtung oder Mißachtung zuerkannt, Moral ist dabei die „gebrauchsfertige Gesamtheit“ solcher Bedingungen. Sie wird nicht permanent eingesetzt, erst wenn es „brenzlich“ wird, gibt es Anlaß, diese Bedingungen anzudeuten oder explizit zu machen. Nach Luhmann ist moralische Kommunikation das „Konditionieren eines Achtungsmarktes“, bei dem es nicht darum geht, in spezifischer Hinsicht gute oder schlechte Leistungen zu bewerten, sondern der insbesondere Bedingungen markiert, wann eine Person als Ganzes als Teilnehmerin an Kommunikation geachtet oder mißachtet wird.²⁰

Den ideengeschichtlichen Entstehungshintergrund von Einflüssen auf die gegenwärtig geltende Reflexionstheorie der Moral sieht er im 16. und 17. Jahrhundert. Zu dieser Zeit wurden erste theologisch unabhängige Moraltheorien verfaßt, die zunächst nach dem Schema Tugend und Laster kodiert waren, um später superkodiert zu werden, indem die Tugenden nochmals in falsche und wahre Tugenden unterteilt wurden. Da die Theologie es nicht schaffte, die wahren Tugenden zu beschreiben und sie lediglich im Gegensatz zu den falschen erläuterte, habe sie

sich „aufs Mahnen, Klagen und Schimpfen verlegt.“²¹ Speziell seit Ende des 17. Jahrhunderts kommt es zur Abkehr von der Idee eines göttlichen Heilsplans und statt dessen zur Hinwendung zu der Vorstellung einer weltlichen sozialen Ordnung, deren Bedingungen „unabhängig von dem Anspruch der Theologen, Gott beobachten und seine Kriterien kennen zu können“, aus sich heraus zu erkunden sind.²² Dies sei laut Luhmann die Grundlage eines Moral-konzeptes, „das die Selbstliebe sozialisiert und folglich die moralischen Regeln nicht mehr (...) als Spezifikationen des Willens Gottes auffaßt, sondern als Ausprägung natürlicher Gefühle.“²³ Im 18. Jahrhundert entsteht eine neuartige Reflexion von moralischen Urteilen, die auf utilitaristischen Rationalitätskalkülen und Kants Transzendentalismus basiert. „Wenn dies, soziologisch interpretiert, mit der Umstellung der Gesellschaft von stratifikatorischer Differenzierung auf funktionale Differenzierung zusammenhängt, dürfte diese Fassung des Problems der Moralbeschreibung auch für uns noch verbindlich sein.“²⁴ Zu kritisieren ist dabei, daß in der vernunftmäßigen und rationalen Begründung moralischer Urteile der utilitaristischen wie auch der transzendentaltheoretischen Ethik die Ethik „sich selbst als moralisches Unternehmen“ begreifen kann, „vereinfacht gesagt, sich selbst für gut halten“, wobei sie sich viel

mehr als ein bloßes Theorie-/Praxis-Problem im Verhältnis zur Moral darstelle.²⁵

Bei soziologischer Betrachtung der moralischen Kommunikation würden jedoch Problemlagen deutlich, die der Ethik andere Aufgaben zusprechen, als ihre „Texttradition“ weiterzuführen und lediglich rhetorischen Begründungen und logischen Schlußfolgerungen zu dienen:

- Die Funktionssysteme sind durch Moral nicht in das Gesellschaftssystem einbindbar, da sie nach ihren jeweils autonomen Wertecodes (z.B. Zahlung oder Nichtzahlung) operieren, die den Code der Moral (Achtung oder Mißachtung bzw. gut und schlecht) nicht aufnehmen können. „Die Funktionscodes müssen auf einer Ebene höherer Amoralität eingerichtet sein, weil sie ihre beiden Werte für alle Operationen des Systems zugänglich machen müssen.“²⁶ Das bedeute, daß die funktional differenzierte Gesellschaft auf moralische Integration ihrer Teilsysteme verzichten müsse. Gleichzeitig findet in ihrer kommunikativen Praxis allerdings moralische Kommunikation statt, bei der Menschen mittels des „Konditionierens“ von Achtungs- und Mißachtungsbereichen immer als „ganze Personen“ angesprochen werden. So fragt Luhmann, was Ethik, die die Bedingungen der funktional differenzierten Gesellschaft reflektiert, hierzu aussagen könnte.
- Moralische Kommunikation ist na-

he am Streit und an der Gewalt angesiedelt und kann im Ausdruck von Achtung oder Mißachtung zu Überengagement der Beteiligten führen. Luhmann weist auf die Institution des Duells hin, um zu fragen, ob bei Betrachtung entsprechender Effekte der Moral der Ethik geraten werden kann, „Moral umstandslos für moralisch gut zu halten.“²⁷

• Jeder binäre Code führt bei Anwendung auf sich selber zu Paradoxien. Ist der ethische Code gut/schlecht selber gut oder schlecht? Wenn verwerfliches Handeln gute Folgen hat, und Handeln mit guten Absichten in Schlimmes ausarten kann, „wie man in der Politik sehen kann“, dann hemmt die moralisch begründete Motivation sich selber. Soll Ethik dann zu gutem oder schlechtem Handeln raten? „Wie man weiß, hat sie dieses Problem der Wirtschaftstheorie bzw. der politischen Theorie überlassen, also dem Markt bzw. dem Verfassungsgesetz, und sich eine eigene Stellungnahme erspart.“²⁸

• Sein letztgenannter Aspekt bezieht sich auf die Art, „in der die Zukunft in Entscheidungen sichtbar gemacht und rationalisiert wird.“ Hiermit spricht er die moderne Risikodiskussion an: Mit der Rationalisierung von Risiken wird ein hoher Forschungsaufwand betrieben, was aber trotzdem nicht absolute Sicherheit gewährleisten kann und von dem vereinzelt auch abgeraten wird, „da genau

das zu riskant sei.“²⁹ Wesentlicher Knackpunkt dieses Kalküls sei dabei, daß das Konzept des Risikos sowieso lediglich für den gelte, der die Folgen seiner eigenen Entscheidungen überhaupt thematisiert. Und je nachdem, ob entweder im Fall von eigenen Entscheidungen oder im Fall der Folgen von Entscheidungen Anderer ein Problem behandelt wird, würde es im ersten Fall aus der Perspektive des Risikos und im zweiten eher aus der Perspektive der Gefahr betrachtet. In der Betroffenheitsperspektive könnten aber keine Kriterien des Entscheidens unter Risiko gefunden werden, was zu vorschnellem blinden Einlassen auf das „Risiko der Risikovermeidung“ führen könne.³⁰ Hier vermutet Luhmann, daß diese neuartige und für die moderne Gesellschaft typische Differenz, die durch die Zukunftsperspektiven des Risikos und der Gefahr³¹ widerspiegelt werden, die herkömmlichen Konsenserwartungen sprengt, die noch aus der Zeit des Vertrauens in einen interessensneutralen Verfassungsstaat³² herrühren und bei denen es letztlich egal ist, ob sie nun unter dem Aspekt der Vernunft oder ethischer Prinzipien formuliert sind. „Die Differenz von Risiko und Gefahr zeigt mithin ein Problem sozialer Verständigung an, das heute bereits dazu ansetzt, die alten Probleme der Wohlfahrtsverteilung vom er-

Reiseservice

- individuelle Beratung
- Bahn, Bus- und Flugtickets
- Visabesorgung
- kompetente Beratung für Reisen nach Rußland

Reiseorganisation

- Individual- und Gruppenreisen
- Russischkurse in St. Petersburg, Moskau, Tver', Simferopol'

preisgünstige Reisemöglichkeiten

- umfangreiches Linien- und Charterflugprogramm GUS
- Linienflüge in alle Welt
- online-Buchung im Internet

Aktuelle Flugpreise:

- mit AEROFLOT (incl. Rail & Fly):
- Moskau DM 540,- + TAX
Jugendtarif DM 405,- + TAX
 - St. Petersburg DM 540,- + TAX
Jugendtarif DM 405,- + TAX

mit Pulkovo-Airlines:

- St. Petersburg DM 540,- + TAX

mit TRANSAERO (incl. Rail & Fly):

- Moskau ab DM 615,- + TAX,
Jugendtarif DM 465,- + TAX

Karsten
Ehlebracht **REISEN**

sten Platz der politischen Relevanz zu verdrängen." Für das „Spannungsverhältnis zwischen Zeit- und Sozialdimension“, das er dem hier aufgeführten Dilemma zugrundelegt, sieht er noch keine ethischen Regulativen.³³

Luhmann ist aber durchaus nicht der Ansicht, „in einer Art Überreaktion das ganze Unternehmen Ethik für überholt zu erklären oder es (...) auf den Tick des Moralisierens zurückzuführen.“ Da es moralisch konditionierte Kommunikation gebe, habe die Ethik auch die Aufgabe, dazu Stellung zu beziehen. Seine Hinweise auf eine angemessenere Verwendung der Ethik als Reflexionstheorie moralischer Begründungen lauten daher folgendermaßen:³⁴

- Die *Strukturen des Gesellschaftssystems sollten mitreflektiert werden*, wenn die Ethik der Moral ein „Gütezeugnis oder eine Unbedenklichkeitsbescheinigung ausstellen“ will. Es herrscht Wertpluralismus, die Funktionssysteme operieren nach ihren spezifischen Codes, und sie sind nicht über den Moral-Code gut und schlecht in das Gesellschaftssystem einbindbar.

- Ethik müsse in der Lage sein, den *Anwendungsbereich von Moral zu limitieren*, da die moderne Gesellschaft sowieso nicht mehr über Moral integriert sein kann, d.h. „den Menschen nicht über Moral ihre Plätze zuweisen kann“. Wie sollte die Übernahme von Risiken mit Achtungserweis

oder -entzug sanktioniert werden, wenn es *kein* nichtriskantes Verhalten gibt und die Ethik keine konsensfähigen Kriterien entwickelt hat? Die vordringlichste Aufgabe der Ethik sei es daher eher, vor Moral zu warnen.

- Ist eine Ethik überhaupt möglich, die Gesellschaftsstrukturen berücksichtigt und sich selbst für gut erklärt? Politischer Bedarf und guter Wille seien dafür allein nicht ausreichend, sie müsse theoretischen Mindestansprüchen genügen: Moral ist als eine Unterscheidung von gut und schlecht zu thematisieren, wobei zu klären sei, wann es gut ist und wann nicht, diese Unterscheidung zu verwenden.³⁵

Luhmanns Hinweise über die Verwendung von Ethik als „Beruhigungsmittel“ und seine Vorgaben für einen angemesseneren Umgang mit ihr sind meines Erachtens anregend und weiterführend. Als besonders instruktiv erachte ich seinen Verweis auf die Paradoxie, die in der Praxis von moralischen Achtungs- oder Mißachtungsbekundungen auftaucht: Wenn intendiertes moralisch gutartiges Handeln zu nichtintendierten negativen Effekten führen kann, oder andersherum verwerfliches Handeln im Sinne von Moral positive Resultate erzielt. Es reicht scheinbar nicht aus, Handeln an rhetorischen, philosophisch-idealistischen oder sonstigen gutgemeinten

Begründungen von gut und schlecht auszurichten, da dadurch noch nicht gesichert ist, ob es wirklich besser ist, etwas so und nicht anders zu tun. Die Konfrontation der Ethik mit seiner Prämisse der Selbstreferentialität von Funktionssystemen erscheint mir ebenfalls als bemerkenswert. Unter Berücksichtigung dieses Kennzeichens der modernen funktionalen Gesellschaft fällt es ungleich schwerer, moralische Forderungen an *die Wirtschaft* oder *die Wissenschaft* zu stellen, da sie trotzdem ihrer Systemlogik folgen. Doch gleichzeitig möchte ich an dieser Stelle auf folgenden Aspekt hinweisen, der meines Erachtens von Luhmann nicht ausreichend geklärt wurde: Er postuliert, daß die gesellschaftlichen Funktionssysteme wie z.B. die Wirtschaft, Wissenschaft oder Politik sich lediglich an spezifischen zweiwertigen Codes orientieren, von denen alle Kommunikationen und Transaktionen bestimmt sind. Demnach folgt z.B. die Wirtschaft den Werten Zahlung und Nichtzahlung. Ich halte dies eher für die Objektivierung eines von ihm konstruierten und unterkomplexen Sachverhalts, der andere Einflußfaktoren auf die Funktionsweise der Systemoperationen nicht angemessen beschreibt. So ist doch auch der binäre Funktionscode permanent von *Moralien*, wie z.B. den Vorstellungen der Ökonomie, beeinflusst, daß die unsichtbare Hand des Marktes oder eben die Notwen-

digkeit eines starken Staates existiert, was dementsprechend zum Wunsch nach Liberalisierung oder Steuerung staatlicher Wirtschaftspolitik führt. Gerade das ökonomische System reproduziert sich meines Erachtens nicht kontinuierlich unter den selben Achtungs- oder Mißachtungsbedingungen, wie gerade die Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland zeigt. Dies bietet Gelegenheit, den Selbstreferentialitätsmodus der Funktionssysteme nicht als objektives und pathologisches Faktum zu behandeln, sondern hier auf die Bedeutung gerade von systemfremden Einflüssen hinzuweisen, seien sie aus dem Bereich der Politik, Wissenschaft oder gar der Ethik.

4.2 Der Umgang mit Unsicherheit und die Theorie der Selbstorganisation

„Allerdings müssen wir den Gedanken fallenlassen, als folge diese wissenschaftlich-technische Selbstschöpfung des Menschen und seiner neuen Welt unmittelbar einem 'universalen Arbeitsplan', den zu manipulieren oder auch nur zu überdenken in unserer Macht stünde. Die Zukunft ist nie so 'offen' gewesen wie heute, wo wir erkennen, daß sie von unserer eigenen Produktion abhängt. Diese Lage führt oft zu der paradoxen These, daß die Mittel die Ziele dieses Prozesses bestimmen.“³⁶

Für Mocek³⁷ ergeben sich aus der Theorie der Selbstorganisation Hinweise für einen verantwortungsbewußten Umgang mit Unsicherheit und Risiko. Im Folgenden führe ich einige der Prämissen auf:

- Erscheinungsbereiche des Wirklichen sind entwicklungs offen, d.h. Zukunft ist nicht voraussehbar. Ursache- und Wirkungszusammenhänge können nicht kausal modelliert werden, weil komplexe natürliche Prozesse, die nicht unter isolierten Laborbedingungen stattfinden, turbulenten Eigendynamiken unterliegen, bei denen nicht abzuschätzen ist, welche Folgen wiederum Ursache für etwas anderes sind.

- Neben dem Gewohnten tritt stets auch immer etwas ein, was es bislang nie gegeben hat. Prozesse sind nicht schematisch wiederholbar.

- Zum Verhältnis von Gegenwart und Zukunft:

a) Zukunft ist im herkömmlich deterministischen Verständnis die vorausehbare Folge aktueller Gestaltungen der Gegenwart, von der an-

genommen wird, daß sie stets vorselektierbar ist und linear verläuft. Deterministisch ist ein Denken, das Prozesse als kausale Zusammenhänge betrachtet, die auf diese Weise als wenn/dann- oder Ziel/Mittel-Konstellationen formuliert werden können.

b) Nach der Theorie der Selbstorganisation ist Gegen-



Richtige Haltung beim Tanzen

wart der Punkt, an dem sich Vergangenheit (Eingetretenes) von Zukunft (Mögliches, Ungewisses) scheidet. Demnach gilt Gegenwart als strukturierender Ausgangspunkt der Zukunft, wobei es jedoch keine Haltepunkte für wiederholbare Ablaufgesetzmäßigkeiten gibt. Entscheidungen disponieren immer das vom Vergangenen geschiedene Zukünftige. Zukunft ist im Plural zu denken, da

sie offen und Verschiedenes möglich ist. Wirkungen, die infolge eines ursächlichen Einflusses auftreten, sind gleichzeitig selber bereits Ursache für daraus Folgendes und so weiter. Somit ist Zukunft nicht das Resultat allgemeiner Gesetze und Folge linearer Prozesse, sondern resultiert vielmehr aus sich gegenseitig bedingenden und turbulent eigendynamischen Einzelphänomenen. *Zukünfte* sind daher vielmehr als unvorhersehbar statt als voraussehbar zu beschreiben³⁸.

Für den Umgang mit riskanten Technologien, deren Kennzeichen ist, daß sie hinsichtlich ihrer Wirkungen insbesondere bei langfristiger Betrachtung auf Unsicherheit basieren und neben Chancen immer auch Gefahren einschließen, könnte dies Folgendes bedeuten:

- *Wenn riskantes Handeln bzw. Entscheiden Unsicherheit überhaupt mitprozessiert und die o.g. Annahmen berücksichtigt, muß es von der Vorstellung Abschied nehmen, daß es eine im Prozeß angelegte lineare Entwicklung gibt.*

Das könnte z.B. heißen, daß der Dimension Zeit im Sinne von Langfristigkeit eine wesentlich größere Bedeutung zukommt, da Unwissen und Unsicherheit über Folgeerscheinungen einer Technologie bei Betrachtung größerer Zeiträume zunehmen.

- *Die Gestaltungskraft des Subjektes auf*

die Prozesse selbst ist auszudehnen, denn es wirken gerade induzierte und chaotisch verlaufende statt durch Objektivität abgesicherte linear wirkende Gesetzmäßigkeiten.

Unter Berücksichtigung dieser Vorstellung könnte Verantwortungsbewußtsein für das eigene Handeln resultieren, denn (subjektive) Gestaltungskraft, Unvorhersehbarkeit und Konstruierbarkeit treten mit diesem Wissen deutlicher hervor als unter der besonders in den Naturwissenschaften geltenden Annahme, daß anhand wissenschaftlicher Untersuchungen Kausalzusammenhänge festgestellt werden können.³⁹

- *Das vorgeordnete oder ontologische Ganze gibt es nicht, denn die soziale Welt ist eine sich selbst konstruierende.*

Gemäß dieses Gedankens erscheint die gegenwärtige Technisierung als unumkehrbarer und nicht mehr wegzudenkender Bestandteil von Welt. Homo sapiens konstruiert bereits seit Jahrtausenden, und seine Welt scheint die Form eines imposanten Hightechnology Parks anzunehmen. Wie macht Homo Sapiens weiter? Sich an Reversibilität seiner Technologien zu orientieren, könnte ihn dazu anleiten, sich nicht von einer bestimmten abhängig zu machen und nicht so tief einzugreifen, daß Folgen irreversibel sind.

Die Qualität der Theorie der Selbstorganisation scheint mir im Verweis auf nichtintendierte Effekte des Han-

delns zu liegen. Sie leistet es, das deterministische wissenschaftliche Kausalitätsmodell zu hinterfragen. Der Steuerung komplexer Prozesse kommt unter diesem Blickwinkel eine andere Bedeutung zu, als es bei der intentionalen Steuerung von angenommenen kausal-deterministischen Wirkungszusammenhängen der Fall ist. „(...) von der Technologiepolitik über Umweltrecht bis hin eben zu technischen Großsystemen und Ökosystemen. In allen diesen Systemen führen 'rationale' Strategien gleichgewichtsorientierter Stabilisierung (von Systemgrenzen) zur Unterdrückung von Fluktuation und Unbestimmtheit, mit der Folge sinkender Regenerationskapazitäten im 'Störfall'.“⁴⁰ Hierdurch geraten vielleicht auch mit technologischen Eingriffen verbundene mögliche Chancen und Gefahren in ein anderes Licht.⁴¹

4.3 Ethik und Kybernetik

Heinz von Foerster vertritt in einem Vortrag über Ethik und Kybernetik zweiter Ordnung⁴² die Ansicht, daß alles Handeln letztlich immer auf individuellen Entscheidungen beruht. Deshalb sagt er: „Ich möchte Sprache und Handeln auf einem unterirdischen Fluß der Ethik schwimmen lassen und darauf achten, daß keines der beiden untergeht, so daß Ethik nicht explizit zu Wort kommt und Sprache nicht zur Moralpredigt de-

generiert.“⁴³ Dies leitet er zum einen anhand von Wittgenstein ab: „Es ist klar, daß sich Ethik nicht aussprechen läßt. Der erste Gedanke bei der Aufstellung eines ethischen Gesetzes in der Form ‘Du sollst...’ ist: Und was dann, wenn ich es nicht tue? Es ist aber klar, daß die Ethik nichts mit Strafe und Lohn im gewöhnlichen Sinn zu tun hat... Es muß zwar eine Art von ethischen Lohn und ethischer Strafe geben, aber diese müssen in der Handlung selbst liegen.“⁴⁴ Doch zum anderen basiert seine Sichtweise auf der Grundidee der Kybernetik und zwar der Idee der zirkulären Organisation von Systemen: Kybernetik heißt, wenn Effektoren, wie z.B. Muskeln mit einem sensorischen Organ verbunden sind, das mit seinen Signalen auf die Effektoren zurückwirkt. Übertragen auf das Wissenschaftssystem widerspricht die Vorstellung der Zirkularität den grundsätzlichen Prinzipien des wissenschaftlichen Diskurses, der die Trennung von Beobachter und Beobachtetem postuliert. „Das ist das Prinzip der Objektivität: Die Eigenschaften des Beobachters dürfen nicht in die Beschreibung des Beobachteten eingehen. Ich habe dieses Prinzip hier wiedergegeben, um seine Unsinnigkeit zu demonstrieren: wenn die Eigenschaften des Beobachters, nämlich die des Beobachtens und Beschreibens, ausgeschlossen werden, bleibt nichts mehr übrig, weder die Beobachtung noch die Be-

schreibung.“ Hier liegen zwei unterschiedliche Weltauffassungen zugrunde, deren maßgebliche Fragen von Foerster folgendermaßen beschreibt:

AJZ Druck & Verlag

33607 Bielefeld, Heeper Str.132
Tel. & Fax 0521/177239



...aber wir geben uns Mühe

**OFFSET-DRUCK BIS DIN A1, BÜCHER,
BROSCHÜREN, ZEITUNGEN, PLAKATE,
KOMPLETTE WEITERVERARBEITUNG**

„Bin ich vom Universum getrennt? Das heißt, wenn immer ich schaue, so schaue ich wie durch ein Schlüsselloch auf das sich entfaltende Weltall.“ Oder: „Bin ich Teil des Universums? Das heißt, wenn immer ich handle, verändere ich mich und das Universum mit.“⁴⁵ Für ihn sind es gerade nur prinzipiell unentscheid-

bare Fragen, die wir entscheiden können⁴⁶ und an denen unsere Freiheit deutlich wird:

„Aber wir stehen nicht unter dem Zwang, nicht einmal dem der Logik, wenn wir über prinzipiell unentscheidbare Fragen entscheiden. Es besteht keine äußere Notwendigkeit, die uns zwingt, derartige Fragen irgendwie zu beantworten. Wir sind frei! (...) Mit dieser Freiheit haben wir die Verantwortung für jede unserer Entscheidungen übernommen. (...) Mit viel Genialität und Einfallsreichtum wurden Mechanismen erdacht, mit denen man diese furchtbare Last vermeiden könnte. Der hierarchische Aufbau vieler Institutionen hat eine Lokalisierung der Verantwortung unmöglich gemacht. Jeder Mann in einem solchen System kann sagen: Mir wurde gesagt, x zu tun.“⁴⁷

5

Schlußbemerkungen

Wie groß ist das Risiko, wenn der Ethikdiskurs in der Form wie bisher weitergeführt wird? Für die Luhmannschen Funktionssysteme ist Ethik auf diese Weise nicht anschlussfähig, denn sie gibt sich gegenüber funktionaler Differenzierung ignorant. Doch was kann sie tun, um nicht zu einer moralischen Warnerin zu verkommen? Ich habe versucht, in den theoretischen Betrachtungen Hinweise dafür zu liefern.

Andererseits denke ich, daß die Wissenschaft der Ethik entgegenkommen könnte, wenn sie ebenfalls beginnt, die Bedingungen des modernen Gesellschaftstypus zu reflektieren und auf sich selbst anzuwenden: Sie dient bereits lange der Leistungssteigerung der funktional differenzierten Gesellschaft und nicht mehr allein einem objektiven Wahrheits- und Erkenntnisanspruch, wie sie schon viel zu lange von sich behauptet. Der Aufrichtigkeit halber sollte sie ihr Jahrhunderte altes und nach Mottenkugeln stinkendes Kleid⁴⁸ ablegen und endlich die Spuren ihrer jammervollen Auslieferung zeigen.⁴⁹ Ethik könnte ihr dann vielleicht sogar zu einem neuen Kleid verhelfen, das sie von Neuem erstrahlen läßt. Als wesentlich erachte ich für die Ethik genauso wie für die Wissenschaft, daß sie sich von Rationalität und Gewißheit auf Risiko und Unsicherheit umstellen. Mit der Orientierung an Letzterem könnte schon viel verbunden sein. •

Anmerkungen

- 1 Lenk, Hans, Einleitung, in: Ders. (1992): Zwischen Wissenschaft und Ethik. FfM, 7.
- 2 Luhmann, N. (1994): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main, 596.
- 3 Einerseits wird für die Gentechnologie plädiert, um z.B. die Probleme der Ernährung einer zunehmend wachsenden Weltbevölkerung oder der Behandlung von Krebs oder anderen genetisch bedingten Krankheiten des Menschen zu lösen. Andererseits wiederum wird für ein Ende dieser Technologie plädiert,

indem auf die (langfristig) unabsehbaren Folgen verwiesen wird, die mit den Störungen evolutiv entstandenen Genmaterials durch Ernährung oder medizinisch-technische Eingriffe verbunden sind. In der Landwirtschaft wird der Einsatz gentechnischer Produktionsmethoden vehement kritisiert, weil das Problem horizontalen Gentransfers auf andere organische Lebewesen besteht, die Reichweite jedoch noch ungeklärt ist.

4 ebd., 8

5 vgl. Feyerabend, P. (1979): Erkenntnis für freie Menschen, Frankfurt a.M. Menschliche Beziehungen werden seines Erachtens wissenschaftlich behandelt: der Mensch wird ein „objektives System“, über das Verallgemeinerungen (psychologische, biologische, etc.) aufgestellt werden können, und das plötzlich nicht mehr zu verstehen ist. Menschliche Entwicklung meint bei ihm das von Institutionen aufgezwungene und beobachtete physische und geistige Wachstum eines Kindes bis zum Erwachsenen. „Die Macht der wissenschaftlichen Medizin über Leben und Tod, Leib und Seele, Gesundheit und Siechtum ist vergleichbar mit der Macht, die die Kirche einst über alle Stadien des Lebens ausübte.“ (101) Damit meint er z.B. die Beobachtung der Entwicklung des pränatalen Fötus, die spätere Aufstellung einer Methode der Ernährung, des Lernens und eine Beschreibung der Freizeitgestaltung. In der Schule



Gleichfalls richtige Tanzhaltung

werden von Wissenschaftlern aufgestellte Lehrpläne unterrichtet, die Pflichtfächer sind wissenschaftliche Disziplinen wie Mathematik, Physik, Geschichte usw. Dabei würden die Schulfächer so gelehrt, daß sie den Eindruck erwecken, es gäbe feststehende Prinzipien, Tatsachen und absolute Wahrheiten und nicht nur mögliche Erklärungen. (100f.)

6 ebd., 103.

7 Laut Zilsel waren die Vorläufer der neuzeitlichen Wissenschaft von 1300 bis 1600 als Intellektuelle auf drei Ebenen zu finden: Universitätsgelehrte, Humanisten und Künstler/Handwerker. Die ersten beiden seien rational geschult gewesen, jedoch mit abfälligem Widerstreben gegen mechanische Methoden der Wissenschaft wie z.B. „Handarbeit, Experiment und Sektion“. Die Handwerker und Künstler seien jedoch die „Pioniere des kausalen Denkens“, Messens und der quantitativen Methode gewesen, wobei ihnen aber eine methodisch-intellektuelle Schulung fehlte. Zilsels These lautet, daß die beiden Komponenten wissenschaftlicher Methodik auf diese Weise von einer sozialen Barriere getrennt wurden: „Logische Schulung war den Gelehrten der höheren Klasse vorbehalten; Experimentieren, Kausalinteresse und quantitative Methoden waren mehr oder weniger den plebejischen Künstlern überlassen. Die Wissenschaft wurde geboren, als mit dem

Fortschritt der Technologie die experimentelle Methode schließlich die Vorurteile gegen die Handarbeit besiegt und von rational geschulten Gelehrten übernommen wurde. Dies wurde um ca. 1600 erreicht (Gilbert, Bacon, Galilei)." Vgl. dazu: Zilsel, Edgar (1976): Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Frankfurt, 49.

8 Frühwald 1996, 8.

9 Zu diesen Ausführungen vgl. Zilsel 1976, 49-65 und van den Daele, Wolfgang: Bioethik – Versuchungen des Fundamentalismus. In: Kursbuch 128, Lebensfragen, Berlin, Juni 1997, 85-100.

10 Zilsel 1976, 49.

11 Berger, J. (1988): Modernitätsbegriffe und Modernitätskritik in der Soziologie, 229. In: Soziale Welt 34, Göttingen 1988, 224-236.

12 Es gibt eine Vielzahl von Versuchen, die darauf abzielen, Konsens oder Dissens zu finden. Erwünschtes oder Nichterwünschtes aufzuzeigen oder Verbotenes zu definieren, indem z.B. Wissenschaftlerinnen, Experten, Vertreterinnen von Interessengruppen oder -verbänden, Betroffene, Bürgerinnen, etc.pp. in Ethik-Kommissionen, Enquete-Kommissionen, Bürgerdialogen, Konsensus Konferenzen, etc.pp. versammelt werden, um eben dies herauszufinden. Ich hege bei der Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern will nur einen groben Überblick über die Vielzahl von Versuchen geben. Diese moderne Idee der *Technikfolgenabschätzung* ist im Zuge der Zurkenntnisnahme entstanden, daß Technologien für eine Gesellschaft auch riskant sind, und es daher notwendig ist, die Betroffenen selbst nach ihrer Akzeptanz zu befragen. In bezug auf Gentechnik geht es hier allerdings nicht um die prinzipielle Infragestellung der Legitimation dieses Technologiepfades, sondern auf eingegrenzte spezielle Aspekte, wie z.B. den Einsatz von Gentechnik in der Landwirtschaft. Hierbei drängt sich jedoch u.a. die Frage auf, welche Relevanz lokale, regionale oder nationale Entscheidungen überhaupt haben, wenn internationale Handelsverflechtungen Importe von hier Verbotenem nicht verhindern können und immer auch die Möglichkeit besteht, im Falle eines

hier verhängten Verbotes dann eben in einem anderen Land zu forschen oder zu produzieren? Zumal die Ergebnisse von Bürgerdialogen oder anderen partizipativen Verfahren der Technikfolgenabschätzung in der Regel keinen direkten Anschluß an politische Entscheidungsinstanzen haben. Handelt es sich hier vielleicht eher um symbolische Politik, die zur Beruhigung und Verharmlosung einer wissenschaftlich-technischen Dynamik dient, die uns rational überfordert und die wir nicht mehr steuern können?

13 Schelsky, H.: Der Mensch in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, 445. In: ders. (1965), Auf der Suche nach der Wirklichkeit, Düsseldorf, 439-460.

14 In der Techniksoziologie wird darauf hingewiesen, daß es weniger riskant ist, sich von einer Technik abhängig zu machen und stattdessen mehrere Optionen zur Verfügung zu haben. In der modernen Biotechnologie wird gerade dieser Fehler gemacht, da der Glaube vorherrscht, daß die Medizin mit Hilfe dieser Technik Krankheiten besser heilen und Medikamente besser herstellen kann. Daher wird Forschung in diesem Bereich finanziell ungleich stärker gefördert als alternative Herstellungs- und Behandlungsverfahren. S. dazu auch Fußnote 41.

15 Luhmann, N.: Ökologie und Kommunikation, 22. In: Cruiblez, L./P. Gonon (Hrsg.), Ist Ökologie lehrbar? Bern 1989, 17-30.

16 ebd., 449.

17 Van den Daele, W.: Kulturelle Bedingungen der Technikkontrolle durch regulative Politik, 202f. In: Weingart, P. (Hrsg.), Technik als sozialer Prozeß, Frankfurt 1989, 197-230.

18 Luhmann 1989, 220.

19 Dies entstammt einer Rede, die Luhmann anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises im Jahre 1989 gehalten hat. In: Luhmann, N. (1990): Paradigm lost – Über die ethische Reflexion der Moral, Frankfurt.

20 ebd., 18 f.

21 ebd., 12.

22 ebd., 13.

23 ebd., 12 f.

24 ebd., 20.

25 ebd., 21f.

26 ebd., 24.

27 ebd., 27.

28 ebd., 28.

29 Als Beispiel nennt Luhmann hier Aaron Wildavsky, Searching for safety, New Brunswick 1988, ebd., 29.

30 An anderer Stelle: „Es könnte (...) sehr wohl sein, daß die Gesellschaft sich unter dem Namen Ethik ein Beruhigungsmittel verschreibt, während die Moralisten bereits Amok laufen oder sich jedenfalls überstimuliert nicht mehr auf den Linien bewegen, auf denen Verhalten zur Problemlösung beitragen könnte.“ In: Luhmann, N. (1994), Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M., 697.

31 *Risiko* des eigenen Verhaltens, z.B. eines Konzernchefs oder Gentechnikers, vs. *Gefahr* durch das Verhalten anderer, z.B. für einen Konsumenten oder Selbstversorger.

32 Luhmann 1990, 21.

33 ebd., 30f.

34 ebd., 36ff.

35 ebd., 42f.

36 Schelsky 1965, 450.

37 Mocek, R. (1990): Zum Mitspracherecht der Geisteswissenschaften bei der Technikfolgenabschätzung. In: Einheit der Wissenschaften – Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bonn 1990, 441-461.

38 ebd., 452f.

39 Die Sicherheit darüber, welche Folgen ein gentechnischer Eingriff nach sich zieht, könnte immens geringer erscheinen. Was heißt das z.B. für das Handeln eines Genetikers wie z.B. Prof. Dr. Alfred Pühler aus Bielefeld? Wie kann dieser trotz theoretischer Ansätze, die auf die Sensibilität komplexer Systeme und chaotische Selbstorganisationsprozesse hinweisen, *glauben*, daß „die Wissenschaft“ methodisch feststellen kann, welche Auswirkungen ein gentechnischer Freisetzungsvorschuh auf das umliegende Ökosystem hat, weshalb er dann auch einfach annehmen kann, daß auf der Basis dieser Informationen dann nur Nutzen und Risiken miteinander abzuwägen seien?

40 Japp, K.P.: Das Risiko der Rationalität für technisch-ökologische Systeme, 50. In: Halfmann, J./ K.P. Japp (Hrsg.) (1990): Riskante

Entscheidungen und Katastrophenpotentiale: Elemente einer soziologischen Risikoforschung, Opladen.

41 Die Berücksichtigung von Selbstorganisationsprozessen und die Behandlung von Unsicherheit hätten hier eventuell zu anderen Aussagen geführt: Im Vorwort der Broschüre „Warum wir die Gentechnik brauchen“, die das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie herausgibt, schreibt Jürgen Rüttgers: „Neue Innovationsfelder der Gentechnik tun sich auf. (...) Sich hier von der weltweiten Entwicklung abzukoppeln, hieße, unsere Volkswirtschaft vom

Fortschritt abzuschneiden (...) Die Gentechnik ist eine wichtige Zukunftstechnologie. Ohne Gentechnik werden Arbeitsplätze verloren gehen. (...) An deutschen Hochschulen und Instituten wird bereits mit Erfolg geforscht. Mit dem BioRegio-Wettbewerb will die Bundesregierung stärker auch die wirtschaftlichen Potentiale erschließen. Die Chancen sind gut. Ziel ist es, Deutschland bis zum Jahr 2000 in Europa zur Nummer 1 zu machen.(...) Ein spezifisches, von der Gentechnik verursachtes Risiko ist trotz intensiver Sicherheitsforschung bei allen Produkten bisher nicht feststellbar.“ BMB+F (1996): Warum wir die Gentechnik

brauchen, Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn, 3.

42 Von Foerster, H. (1993): Kybernetik, Berlin.

43 ebd., 68 f.

44 Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus, Satz Nr. 6.421und 6.422.

45 von Foerster 1993, 75.

46 Ein Beispiel für so eine unentscheidbare Frage ist die über den Ursprung des Universums. „In anderen Worten, sag mir, wie das Universum entstanden ist, und ich sage dir, wer du bist.“ Vgl. dazu von Foerster 1993, 72 f. Andere Beispiele wären die Fragen, ob unumkehrbar riskante Folgen mit dem Einsatz der Gentechnik in der Landwirtschaft verbunden sind oder ob wir die Gentechnik brauchen. Die Antwortmöglichkeit, die ich in Fußnote 41 dargestellt habe, klingt für mich nicht plausibel.

47 ebd., 73 f.

48 Ich denke da z.B. an das Humboldtsche Ideal der Universität, das von Einsamkeit und Freiheit von Forschung und Lehre spricht. Die idealistischen Philosophen dieser Zeit klingen noch immer in unseren Ohren, doch es ist meines Erachtens nun nicht mehr angemessen.

49 Die umfassende Verflechtung mit Militärforschung und ökonomischen Produktionszusammenhängen lassen Postulate von Werturteilsfreiheit, Objektivität und wahrer Erkenntnisuche als nahezu absurd erscheinen. Vgl. dazu auch David, P. (1997): The knowledge factory. In: The Economist, October 4th, 1997, 1-22. Hier wird auf die zunehmende Koppelung zwischen den Universitäten und der Industrie verwiesen. Wissenschaft ist zunehmend auf industrielle Förderung angewiesen, da die staatliche Finanzierung nicht mehr ausreichend für ihre Kosten aufkommt. Und die Universitäten brauchen sehr viel Geld... Bei angenommenem verschärften internationalen Wettbewerb dient wissenschaftliche Forschung der Wirtschaft auch gleichzeitig als Wissensproduzentin.

Hinweise für Autoren

Länge der Texte: Zwischen 15 000 und 35 000 Zeichen; Abgabe von Texten nur auf Diskette oder per mail; die Texte sollten in Times (zehn Punkt) und einspaltig gesetzt werden; Hervorhebungen durch Fett oder Kursiv, nicht durch Unterstreichungen; Zeilenabstand sollte einzeilig bzw. zehn Punkt sein; der Text sollte linksbündig gesetzt werden; es sollte nicht getrennt werden und keine automatische Trennfunktion benutzt werden; die Texte sollten möglichst als Word-Dateien (bis Version 6.0) oder als einfache Textdatei gespeichert werden; die gespeicherten Dateien sollten als Namen die Artikelüberschrift verwenden (wenn möglich voll, sonst gekürzt); bitte nicht zwei Versionen der gleichen Datei auf einer Diskette speichern, sondern nur die endgültige Version; Tabellen bitte als Ausdruck beilegen; die Texte sollten korrekturgelesen sein; e-mail-Adresse und Telefonnummer für Rückfragen bitte beilegen.

Erstes Redaktionstreffen

Mittwoch, 2. Juni 1999, 14 Uhr, L3-126.

Redaktionsschluß

Montag, 27. September 1999.

Hinweise für Förderer

Unser Konto: Daniel Tech, Kto.-Nr. 43 72 96 07, Sparkasse Bielefeld, BLZ 480 501 61. Wir freuen uns über finanzielle Zuwendungen.

WAS IST RAISONS D'AGIR?

Interview mit dem Pariser Politikwissenschaftler Bernard Lacroix
und der Bielefelder Geschichtswissenschaftlerin Prof. Ingrid Gilcher-Holtey

von Jana Klemm

Am 29. Oktober 1998 veröffentlichte die Expertengruppe der Deutschen Bischofskonferenz (darunter der Sozialwissenschaftler Franz-Xaver Kaufmann und die Baden-Württembergische Jugendministerin Annette Schawan) eine Erklärung mit dem Titel „Neun Gebote für die Wirtschafts- und Sozialpolitik“ zum Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und für soziale Politik.¹ Darin konnte man lesen: „Auch wenn Möglichkeiten zur Lebensgestaltung ungleich verteilt sind, muß Eigenverantwortung als Voraussetzung gesellschaftlicher Solidarität von allen gefordert werden.“ Denn die „Fähigkeit zur Mitverantwortung für andere wird überfordert, wenn sich der Kreis der Anspruchsberechtigten zu sehr ausdehnt. Denn je weniger Menschen der solidarischen Hilfe bedürfen, desto wirksamer kann ihnen geholfen werden. Es gehe um das Bereitstellen von Teilhabechancen, „statt Menschen ohne Teilhabe nur zu finanzieren“. Deshalb wird gefordert: Mehr Eigenverantwortung (1. Gebot), Rückzug des Staates auf 'wohldefinierte Aufgaben' – er soll aber vor allem günstige Bedingungen für die Wirtschaft schaffen, die

dann wiederum die Beschäftigung ankurbelt (2. Gebot) -, und die „Mobilisierung des unternehmerischen Geistes“ (3. Gebot) sollen die Teilhabechancen am Arbeitsmarkt, die Beteiligungsgerechtigkeit, für alle Bevölkerungsgruppen steigern.

Die meisten Argumente und Forderungen klingen zum Teil dem, was derzeit aus deutschen Wirtschaftsverbänden zu hören ist, nicht unähnlich. Die Vertreter dieser Verbände empören sich über die geplanten Steuerreformen – die der DGB für sozial ausgewogen hält – und setzen die rotgrüne Regierung unter Druck. BDI-Chef Henkel behauptet, daß Investitionen unter einer solchen „massiven Zusatzbelastung“ ausblieben – eine düstere Verheißung.² Im Klartext lautet das Argument der Wirtschaft wie auch der Expertengruppe der Bischofskonferenz: Jeder hat sein Schicksal selbst zu verantworten und jeder kann und soll in der Lage sein, sobald die „ökonomischen Rahmenbedingungen“ stimmen, durch eigenes Handeln seine ökonomische



Wie die vorhergehenden Bilder zeigt auch dieses richtige Haltung. Man beachte die zwecks schwungvoller Führung durch den Herrn vielfach bevorzugte Haltung seines rechten Armes und seiner rechten Hand. Der Arm ist enger um die Taille der Partnerin gewinkelt, die Handfläche zeigt nach oben, die Finger sind leicht gekrümmt und nur mit der Handkante wird der Rücken der Dame berührt

und soziale Situation zu verbessern. Alles andere ist unethisch.

Solche Stimmen sind nicht neu

und werden nicht nur in Deutschland oder in Europa immer lauter, sondern schon länger auch in den USA. Als der afroamerikanische Politikwissenschaftler William J. Wilson 1987 seine These von einer „new urban underclass“ veröffentlichte, löste er eine heftige sozialpolitische Debatte aus. Die Konservativen sahen die Ursache für zunehmende Armut und Abhängigkeit von staatlicher Fürsorge in dem staatlichen Fürsorgesystem selbst: Die staatliche Fürsorge macht ein Leben ohne Arbeit attraktiver als die Annahme einer Beschäftigung. Die Lösung: weniger Staat, mehr Eigenverantwortung. Die magische Formel lautet: tritt der Staat den Rückzug an, verschwinden auch die Armutsgebiete. Es gibt also keine „underclass“, sondern nur eine parasitäre Gruppe von Menschen, die den Rest der Gesellschaft ausbeutet.

Daß es so einfach nicht sein kann, zeigen eine Reihe von Studien von Armuts- und Stadtforschern, die seit den achtziger Jahren auch in Europa Prozesse gesellschaftlicher Desintegration gerade in Zentren ökonomischer Prosperität beobachten. Die neue Qualität der Armut bestehe vor allem darin, daß wirtschaftliches Wachstum nicht mehr zu sozialer Integration beiträgt, sondern Mechanismen der Ausgrenzung in Gang setzt, die mit einer sozialräumlichen Polarisierung verbunden sind, die das Elend nur verstärkt.³ Aber die

sozial Schwachen, die von der Arbeits- und Konsum-Welt ausgeschlossen sind, werden von den Vertretern des Neoliberalismus für die Ausgrenzung selbst verantwortlich gemacht, und sogar mehr: Sie werden als eine zusätzliche Belastung der ohnehin durch die Globalisierung mit großen Problemen konfrontierten Wirtschaft betrachtet.

Es gibt aber auch Stimmen, die – im Gegensatz zu den Experten der Gruppe der Bischofskonferenz – die Position des Neoliberalismus mit den Mitteln der Humanwissenschaften unter die Lupe nehmen und in Frage stellen. Für die Lissaboner Gruppe um den italienischen Wirtschaftswissenschaftler Riccardo Petrella stellt sich die weltweite Bedrohung durch einen ungehemmten Globalmarkt als bitterer Ernst dar: Ändert sich nichts an der neoliberalen Strategie, sieht sie als einzigen Ausweg Wirtschaftskriege.⁴

In einem Interview im Jahre 1971, das in einem Band von Radio Free Europe „Can we survive our future?“ erschien, sagte der Biologe Dr. Erich Jantsch: „Before we can talk about the ethics of our situation we must have a clear picture of what is wrong with the direction we have taken so far. (...) Take our attitude to growth. We never question the proposition of economic growth, (...) and the resulting competition between individuals, companies and

nations are good things and ought to be encouraged. This is surely a prescription for disaster.“⁵ Ein anderes Beispiel: Im vergangenen Monat wurde dem zur Zeit im Cambridge/England lehrenden indischen Ökonomen und Philosophen Amartya Sen der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgerechnet für seine Arbeiten zur Wohlfahrtstheorie⁶ und zum Problem der Armut und des Reichtums verliehen. In seinen Arbeiten räumt Sen dem Staat eine zentrale Rolle bei der Kompensierung von Ungleichgewichten in der Verteilung des Wohlstandes ein.⁷

Irgendwo zwischen den Fronten befindet sich der „mündige Bürger“, dem, da es ihm immer schwieriger wird, zwischen Ideologie und Wirklichkeit zu unterscheiden, eher die Rolle eines passiven Zuschauers oder Mitläufers zugewiesen wird. Die Konfusion wird vor allem am „unteren“ Rand der Gesellschaft sichtbar. Die Schwachen der Gesellschaft (und dies kann über Nacht fast jeder werden) haben keine Stimme, die mit der eines Henkel rivalisieren kann. Ihre Stimme macht sich nur durch Politikverdrossenheit, mit Gewalt, Kriminalität, Ghettobildungen, Ausländerfeindlichkeit, mit Bewegung in Richtung rechter oder linker Ideologien bemerkbar. Viele sind verunsichert, und man muß sich fragen, ob uns nicht ein „Patrona-Revolte“-Effekt⁸ bevorsteht.

Wir sind also mit einem Dilemma konfrontiert. Auf einer Seite steht die Wirtschaft mit enormen Druckmitteln, die am liebsten (die Diskussionen über das so verharmlosend benannte Multilaterale Investitionsabkommen zeigen das) die Regierungen vollkommen abschaffen würde oder sich eine Regierungsform wünscht, die schwache wirtschaftliche Kompetenzen hat (siehe dazu den Stollmann-Lafontaine-Streit), und alles andere als unethisch, unwissenschaftlich und wirklichkeitsfremd betrachtet. Auf der anderen Seite stehen die einfachen Menschen, die sich alle vor der Arbeitslosigkeit fürchten, oder die diese gar nicht mehr abschütteln können, wie auch einige Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, die den Spieß umdrehen und den Ideologievorwurf dem Neoliberalismus zurückschicken. Das scheint eine Patt-Situation zu sein, aus der noch kein klarer Ausweg zu führen scheint.

Szenenwechsel!

Die Auswirkungen der Politik hält in Frankreich die Menschen längst nicht mehr ruhig. Und als die jüngste Streikwelle 1995 in Frankreich die französische Politik und Öffentlichkeit wachrüttelte, standen nicht nur Lehrende, Studierende, Arbeiterinnen und Beamte auf den Straßen, auch zahlreiche französische Intellektuelle ergriffen politische Initiativen und mischten sich in die öffentli-

chen Auseinandersetzungen ein. Aus dem Engagement sind mittlerweile Netzwerke von Forschenden und Intellektuellen entstanden, die die sozialen Kämpfe gegen den fortschreitenden Neoliberalismus forcieren. So unterzeichneten 35 Intellektuelle einen Aufruf zu mehr sozialer und ökonomischer Gerechtigkeit, den *Le Monde* am 28. Juni 1995 veröffentlichte. Ein Jahr später schlossen sich die Unterzeichnenden zu einer partei- und gewerkschaftsunabhängigen Gruppe zusammen, um europaweit eine Art Widerstandsnetz gegen neoliberalen Laissez-faire und drohenden sozialen Zerfall zu organisieren. Zu denen, die die Öffentlichkeit, vor allem die Medien, PolitikerInnen und GewerkschafterInnen, herausfordern, gehören auch die Forscher und Forscherinnen der Gruppe *Raisons d'agir*, „Gründe zum Handeln“. Den Entschluß zum Handeln, d.h. zu wissenschaftlich begründeten Stellungnahmen in der politischen Öffentlichkeit, faßte die Gruppe 1996 zusammen mit dem derzeit wohl bedeutendsten zeitgenössischen Soziologen Frankreichs, Pierre Bourdieu. Seit April 1998 besitzt das europaweite Kontaktnetz *Raisons d'agir* ein eigenes Statut, den Vor-

sitz hat derzeit Frederic Lebaron. Er veröffentlichte in der Oktober-Ausgabe der *Le Monde diplomatique* den Beitrag „Die Hüter der rechten Währungsordnung“, in dem er nachzuweisen versucht, daß die meisten Zentralbankchefs aufgrund ihrer Ausbildungsgänge und Karrieremuster nicht an der Aufgabe orientiert sind, die Probleme der Realwirtschaft zu analysieren und den gravierendsten sozialen Krisenerscheinungen vorzubeugen.



Es gärt seit längerem in der französischen Öffentlichkeit: Innerhalb von drei Jahren haben Benachteiligte und gesellschaftlich Isolierte u.a. in der Arbeitslosenbewegung ihr Elend in Wut verwandelt und sich doch noch eine Stimme verschafft. Die öffentlichen politischen Auseinandersetzungen, die im September 1995 mit einer Demonstration von Lehrern und Lehrerinnen in zahlreichen französischen Städten und dem Aufruf zum Streik durch die drei größten Gewerkschaftsverbände gegen das Einfrieren der Löhne begannen und schließlich auf die Universitäten übergriffen.⁹ Das ist auch der Nährboden für ein solches Netzwerk wie *Raisons d'agir*. Es zählt mittlerweile rund 50 Mitglieder und verbreitet seine Interventionen u.a. über eine Buchreihe, die unter derselben Bezeichnung *Verlag Liber – Raisons d'agir* bereits vor zwei Jahren von Bourdieu ins Leben gerufen wurde. Die Studie „Das Elend der Welt“¹⁰, in dem Bourdieu und seine MitstreiterInnen anhand konkreter Beispiele die schwierige soziale Situation von Menschen dokumentieren, die in den Strudel von struktureller Massenarbeitslosigkeit und Sozialabbau geraten sind, war der Stein des Anstoßes für die sich sehr erfolgreich verkaufenden Bändchen. Darunter fanden besonders „*Sur la television*“ von Bourdieu und „*Les nouveaux chiens de garde*“ über die französischen Medien von Serge Halimi

reißenden Absatz in der Bevölkerung. Sie lösten in den Medien heftige Irritationen und eine Kampagne gegen Bourdieu aus, der den depolitisierenden Effekt eines Journalismus anprangerte, der auf der ständigen Jagd nach dem Spektakulären jeden aufklärenden Anspruch verliert und somit eine wichtige Form der gegenwärtigen Entmündigung des Bürgers über symbolische Unterdrückung darstellt. Das Ziel von Bourdieu besteht jedoch nicht allein in Kritik: Um „die Widerstandskräfte gegen die Mächte der Unterdrückung zu mobilisieren, die auf dem Journalismus lasten und die der Journalismus auf jeder kulturellen Produktion lasten und auf diesem Wege auf der ganzen Gesellschaft lasten läßt“¹¹, bemüht sich Bourdieu um Bündnisse zwischen Forschern und Journalisten. Hier scheint sich eine Art praktische Soziologie den Weg zu bahnen.

Im Konstanzer Universitätsverlag ist vor kurzem von Bourdieu der Band mit dem provokativen Titel „*Contre feux*“ – „Gegenfeuer“ – erschienen, der das Anliegen der Bücherreihe *Liber – Raisons d'agir* und der Gruppe *Raisons d'agir* selbst deutlich macht: die Verbindung von Wissenschaft und politischer Militanz. In „Gegenfeuer“ formuliert Bourdieu „Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion.“¹² Wenn Daniel Bell

vor einigen Jahrzehnten bereits vom Ende der Ideologien in einer vom ökonomischen, individualistischen und rationalistischen Diskurs dominierten Industriegesellschaft sprach, macht Bourdieu dagegen gerade die neue Ideologie des neoliberalen Denkens aus, das sich der Utopie verschreibt, das abstrakte neoliberale Wirtschaftsmodell in die Realität umzusetzen. Dabei erzeugt der Neoliberalismus einen Schein der Unausweichlichkeit. „Dieses Europa hat keine andere Utopie als jene, die sich zwangsläufig aus Unternehmensbilanzen und Buchführungen ergibt, kein positives Projekt, nur das der shareholders ...“, heißt es in „Gegenfeuer“. In siebzehn Diskussionsbeiträgen, Reden und Artikeln aus der Zeit von 1992 bis 1998 versucht der Soziologe eine politische Intervention u.a. gegen den Mythos der Globalisierung und für die Stärkung eines europäischen Sozialstaates. Darin enthalten sind auch die Reden, die er vor streikenden Eisenbahnern am Gare de Lyon im Winter 1995 und vor den Arbeitslosen hielt, die Anfang 1998 die *Ecole normale supérieure* besetzten sowie ein Artikel zum „Modell Tietmeyer“, der bereits 1996 in der ZEIT erschien. Bourdieu macht in seinen Schriften einen „Herrschaftsmodus neuen Typs“ aus, der dadurch gekennzeichnet ist, daß die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen unter einem Diktat des Neoliberalismus, der

Flexibilität und Deregulierung propagiert, zu einer verallgemeinerten objektiven wie subjektiven Verunsicherung führen. Die Beschäftigungsverhältnisse werden individualisiert, es setzt ein Kampf jeder gegen jeden ein, der kollektive Solidaritäten und Humanität zerstört. Die Strategie bliebe nach Bourdieu allerdings ohne den „prekarierten Habitus“, den er erkennt und der immer wieder neu für Verunsicherung der Einzelnen sorgt, ohne Erfolg. Er speist sich aus der strukturellen Gewalt der Arbeitslosigkeit, der Angst vor Entlassung. Diese bedrohliche Entwicklung einer „konservativen Revolution“ fordern Bourdieu und die anderen Mitglieder der Gruppe Raisons d'agir mit den „Waffen der Wissenschaft“ heraus. Die Einmischung in die Politik soll allerdings nicht direkt Wissenschaft politisieren, sondern vor allem die Autonomie des intellektuellen Feldes verteidigen. Zu diesem Zweck hatte Bourdieu bereits 1975 die Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* für kritische SozialwissenschaftlerInnen gegründet. Das symbolische Kapital, das die Wirtschaft bisher so erfolgreich vermehrte, um ihre neoliberale Ideologie durchzusetzen, ist auch die Waffe der Intellektuellen. Bourdieu in „Gegenfeuer“: „Wir haben es mit Gegnern (gemeint sind die Vertreter des Neoliberalismus, Anm. d. A.) zu tun, die sich mit Theorien wappnen, und

es geht meines Erachtens nun darum, ihnen geistige und kulturelle Waffen entgegenzusetzen.“

sozusagen sprach mit zwei Mitgliedern von Raisons d'agir über ihre Arbeit¹³: Bernard Lacroix, Politikwissenschaftler aus Paris, der im Okto-



Diese Haltung ist für andere Tänze als solche des Dreivierteltaktes als gut zu bezeichnen

ber Gast des Kongresses der Geschichtsfakultät Bielefeld „Ereignis und Struktur“ war, und Ingrid Gilcher-Holtey, Professorin für Geschichte an der Uni Bielefeld, die als einziges ausländisches Mitglied zu

Raisons d'agir Paris gehört. Prof. Ingrid Gilcher-Holtey beschäftigt sich gegenwärtig mit einem Vergleich der Intellektuellen-Geschichte in Deutschland und Frankreich nach 1945. Bernard Lacroix, der mit Bourdieu zusammen eine Studie zur französischen Universität veröffentlichte, setzt sich derzeit mit dem Sinn und der Aufgabe von Politikwissenschaft in der heutigen Zeit auseinander. Lacroix hatte im April zusammen mit Bourdieu, Frederic Lebaron – dem derzeitigen Vorsitzenden von Raisons d'agir –, Gerard Mauger und Christophe Charle in *Le Monde* für eine „gauche de gauche“ (Linke der Linken) plädiert. Die Autoren reagierten damit auf die Veränderung der Politik der sozialistischen Partei. Die Regierungspolitik vollziehe nur noch das Geschäft der gemäßigten Rechten. Dagegen biete die jüngste soziale Bewegung die richtige Antwort auf die „schleichende Faschisierung“, wie es im Artikel heißt, denn „der Horizont der sozialen Bewegung ist eine Internationale des Widerstands gegen den Neoliberalismus und alle Formen von Konservatismus.“

Herr Lacroix, Sie sind Politikwissenschaftler und ein engagiertes Mitglied von Raison d'agir: Panait Istrati sagte einmal, daß eine Organisation nur den Organisierenden nützt und nicht den Organisierten. Was ist Raisons d'agir,

und wie arbeitet die Gruppe?

Lacroix: Ich glaube erstens, daß man Raisons d'agir nicht als Gruppe beschreiben sollte, in dem Sinne, daß es nicht darum geht, daß es einen Chef gibt und einige Soldaten, die alle derselben Meinung sind. Das ist ganz falsch. Was ist Raisons d'agir? Erstens: es sind Soziologen und Sozialwissenschaftler, die glauben, daß was Bourdieu gemacht hat, heute wichtig ist für die Soziologie, ohne daß sie Bourdieu als einen Fahnenträger oder den wichtigsten Soziologen der Welt ansehen würden. Er ist ein Mann, mit dem sie arbeiten, und Raisons d'agir ist ein Arbeitskreis. Wie wurde Raisons d'agir geboren? Hier spielt die französische Politik eine wichtige Rolle. Sie wird heute von Leuten gemacht, die mehr und mehr Leidenschaft für die Macht haben, Neoliberalismus propagieren, gerade wenn sie sagen, 'wir sind die Männer der Linken'. Man muß wichtige Veränderungen in der Sozialistischen Partei analysieren, um die Veränderungen des französischen politischen Lebens verstehen zu können. Zweitens, mit dieser Veränderung hat auch die Veränderung der Beziehung zur Politik vieler Leute, und auch der Intellektuellen, zu tun; die Leute treten einen Rückzug an, sie distanzieren sich von Politik; sie sagen: 'wir haben Politik gemacht, als wir jung waren, wir waren 68er, wir hatten Engagement, wir

waren Trotzlisten oder Maoisten...'. Das hat sich sehr geändert. Mit einer sozialen Analyse kann man zeigen, daß die Politik durch Intellektuelle unterstützt wird, wenn wichtige Veränderungen kommen. Die soziale Analyse zeigt, daß Intellektuelle eine Rolle zu spielen haben; das Buch über die Intellektuellen von Christophe Charle ist in diesem Zusammenhang sehr wichtig. Aber das Buch ist in Zusammenhang mit Analysen – z.B. von Bourdieu – über die Geschichte der Intellektuellen zu sehen. Es zeigt, daß Intellektuelle zwar bereits alles mögliche und originelle unternommen haben, um sich in politische Auseinandersetzungen einzumischen. Aber das ist kein Grund, nichts mehr zu tun. Und die Frage ist, wie Forscher ihre Resultate in der Öffentlichkeit verbreiten können. Wie? Nicht jedesmal, nicht immer, nicht wie eine Partei. Aber vielleicht in besonderen Umständen, wenn etwas, das für Intellektuelle wichtig ist, verletzt worden ist, verteidigt werden muß, das heißt, universelle Angelegenheiten auf dem Spiel stehen. Zum Beispiel die soziale Sicherheit, die durch den Plan Juppé 1995 verletzt war – führte zu einem Aufruf, der von Bourdieu niedergeschrieben wurde. Es ging dabei um zwei Petitionen von Intellektuellen.¹⁴ Das wurde in einem kleinen Buch der Reihe *Liber – Raisons d'agir* analysiert. Oder z.B. die Stellungnahme über Arbeitslose: Wenn etwas unvor-

hersehbar gewesen war, dann eine Arbeitslosenbewegung, die die Intellektuellen aufnimmt; oder die Bewegung der „Sans papier“ – an all diesen Sachen sind Leute von Raisons d'agir beteiligt, aber nicht die ganze Gruppe, sondern einige Leute, die sich in Angelegenheiten engagieren, an denen sie gerade interessiert sind, und wo sie versuchen zu intervenieren. Das ist alles Raisons d'agir. Und durch die Leute, die mit Bourdieu arbeiten, fühlt sich z.B. die Presse gestört, weil es in der Arbeit von Raisons d'agir auch um eine Analyse der Presse ging: was machen die Journalisten? Wie arbeiten sie?

Versucht Raisons d'agir die Medien anders für sich zu nutzen, strategisch einzusetzen?

Lacroix: Hier geht es nicht um eine Benutzung, sondern nur um eine Analyse der Medien, wie sie schon in den kleinen Büchern der Reihe *Liber – Raisons d'agir* veröffentlicht wurde. Man kann diese Analyse ungenügend finden, oder sehr schön finden – es war ein großer Erfolg. Auch die Analyse von Serge Halimi über die französische Zeitung, wo er zeigt, daß vielleicht zwanzig oder dreißig wichtige Journalisten nicht Journalisten sind, sondern Komplizen. Das war ein ungeheurer Erfolg: zweihunderttausend verkaufte Bücher. Und die Journalisten sind verletzt, wie ist es möglich, daß so kleine Bücher, die

unsere Fehler zeigen, so einen Erfolg haben können. Es gab letzten Sommer eine Kampagne in der Presse gegen Bourdieu selbst. Man sagte, der Mann schadet der Presse!

Frau Gilcher-Holtey¹⁵, Sie gehören ebenfalls zu Raisons d'agir und beschäftigen sich vor allem mit der Geschichte von Intellektuellen: Welches Selbstverständnis hat Raisons d'agir aus Ihrer Sicht? Wie tritt der Wissenschaftler als Intellektueller in Erscheinung?

Gilcher-Holtey: Raisons d'agir versteht sich als kollektiver Intellektueller. Es ist eine Gruppe von Wissenschaftlern, die auf der Basis sozialwissenschaftlicher, historischer Recherchen von Zeit zu Zeit intervenieren in politische Auseinandersetzungen. Gestützt sind diese Interventionen mithin auf Recherchen. Sie unterscheiden sich damit von den Interventionen des klassischen Intellektuellen, wie ihn Sartre skizziert, dadurch, daß sie sich nicht allein auf allgemeine, abstrakte, moralische Werte stützen, sondern daß diese Stellungnahmen geleitet sind durch Erkenntnis von sozialen Zusammenhängen.

Bourdieu spricht auch von der spezifischen Kompetenz des Intellektuellen, ist das damit gemeint?

Gilcher-Holtey: Der spezifische Intellektuelle – das ist eine Definition von

Foucault. Er hat den spezifischen Intellektuellen gegen den klassischen Intellektuellen von Sartre gesetzt. Das Konzept geht davon aus, daß Intellektuelle allenfalls als Berater auftreten können und ihr spezifisches Wissen denjenigen zur Verfügung stellen, die soziale politische Kämpfe führen, und daher zurücktreten in die zweite Reihe und nur unterstützend beraten. Zwar eint die Bezugnahme auf die Kompetenz Bourdieu und Foucault, aber in der Konzeption des kollektiven Intellektuellen unterscheidet sich Bourdieu von Foucault. Im Unterschied zu Foucault und Sartre geht es Bourdieu um Intellektuelle, die als Gruppe intervenieren und immer versuchen, die kompetentesten heranzuziehen, jene, die am kompetentesten auf dem Gebiet sind, das gerade in der Diskussion ist, um Stellungnahmen zu aktuellen Konflikten zu formulieren.

Herr Lacroix, Sie sprachen gerade von dem Eindringen konservativer Unternehmungen in den Bereich der öffentlichen Bildung – die Macht des Neoliberalismus nimmt offenbar zu: Müßte Raisons d'agir im Kampf gegen den neoliberalen Diskurs nicht auch Kontakte zu Wirtschaftswissenschaftlern, d.h. zu ihren kritischen Vertretern knüpfen?

Lacroix: Natürlich, aber die Schwierigkeit heute ist: Wirtschaftswissenschaftler glauben an die Wirtschaft. Selbst kritische Ökonomen glauben

an die Ökonomie, das ist für sie eine Wissenschaft. Von einem äußeren Blickwinkel lautet die Frage, ob sie überhaupt eine Wissenschaft ist. Soll sie Staatsdenken werden? Staatsdenken ist noch nicht analysiert, und es ist eine Aufgabe für Soziologen, diese Analyse vorzunehmen. Erste Ansätze finden sich in dem in der Reihe *Liber – Raisons d'agir* erschienen Buch „Les evangelistes du marché“. Was wichtig ist, ist nur die intellektuelle Arbeit, und das diese Arbeit eine politische, öffentliche Analyse erlaubt.

Raisons d'agir versucht dabei, mit sozialen Bewegungen zusammenzuarbeiten...

Lacroix: Ja, weil es gilt, Menschen anzuhören, die sonst nicht gehört werden, aber unsere Position ist nicht immer eine unterstützende. Wir können kritisch gegenüber sozialen Bewegungen, oder wir können kritisch Leuten der öffentlichen Macht gegenüber sein. Bis jetzt waren wir zum Beispiel, um die universalen Gründe der Arbeit zu verteidigen, auf der Seite der Arbeitslosen, oder der „Sans Papiers“. Wir sind natürlich keine Nationalisten, aber jetzt zeigt die Analyse, daß der Rückzug des Staates schmerzhaft Konsequenzen haben kann.

Herr Lacroix, im Zuge einer verstärkten Neoliberalisierung erfahren auch alte liberale Argumente in der öffentlichen

Meinung wieder mehr Rückendeckung: so ist öfter zu hören, daß Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger ihr Schicksal selbst verschuldet haben.

Lacroix: Das ist ein liberales Argument, daß jeder für sich selbst verantwortlich ist. Das muß länger erklärt werden, Gesellschaft ist – das hat Elias schon längst gesagt – Interdependenz. Das heißt z.B. Menschen, die keine Arbeit haben, sind nicht selbst für ihre Arbeitslosigkeit verantwortlich. Und deshalb brauchen sie es, daß ein Staat so organisiert ist, daß er die Arbeitslosen verteidigen kann. Es gibt Leute, wie jene, die in Davos zusammentreffen, die denken, daß sie eine finanzielle Macht ohne Grenze organisieren können, um das Glück der ganzen Menschheit zu machen. Sie sind sehr zynisch ... Bei einer Analyse der Vergangenheit, des 19. Jahrhunderts, sieht man, es sind alte, erneuerte Argumente, und die soziale Analyse kann das zeigen und eine Waffe in der öffentlichen Debatte sein. Und was für Raisons d'agir sehr wichtig ist, diese Waffe nicht nur Wissenschaftlern, Soziologen, Historikern, sondern allen Leuten in der öffentlichen Debatte zu geben. Das hat auch damit zu tun, wieweit soll soziologische Lehre gehen? Soziologie in diesem Sinne hat vielleicht mit Demokratie zu tun, einer erneuerten Demokratie.

Wie ist es möglich, mit dem technologischen Diskurs und dem ökonomischen, neoliberalen Diskurs, die unsere Gesellschaft durchdringen, ja zusammenhalten, in einer Art öffentlichem politischen Diskurs, wie ihn Raisons d'agir anstrebt, zu konkurrieren?

Gilcher-Holtey: Das ist das Thema von Bourdieus Buch „Gegenfeuer“. Er betont die Dominanz des ökonomischen Diskurses, der als vermeintlich rational gilt, es aber nicht ist, und mittlerweile eingedrungen ist in alle Teilbereiche der Gesellschaft. Was kann man dagegen tun? Auf der einen Seite, so die Argumentation Bourdieus, den ökonomischen Diskurs kritisch zu betrachten und zu analysieren, und auf der anderen Seite – und darin sehe ich eigentlich die Hauptaufgabe von Raisons d'agir – sozialwissenschaftliche Analysen von verschiedenen Teilbereichen dieser Gesellschaft zu machen, die die Konsequenzen des Neoliberalismus und des rein ökonomischen Denkens für die gesellschaftlichen Teilbereiche aufzuzeigen. Die sozialen Konsequenzen und Folgelasten werden zumeist vom ökonomischen Ansatz nicht thematisiert. Ansätze für ein solches Vorgehen finden sich in den Stellungnahmen, die in „Gegenfeuer“ abgedruckt worden sind, aber „Gegenfeuer“ ist zu sehen vor dem Hintergrund fünfjähriger Recherchen, die Bourdieu und seine Mitarbeiter vorgenommen haben für

das Buch „Das Elend der Welt“. Mit anderen Worten: Die Hauptaufgabe der Mitglieder von Raisons d'agir besteht nicht darin, frühmorgens rauszugehen und die Träger der sozialen Bewegung zu suchen, sondern die Hauptaufgabe besteht in der Analyse von verschiedenen Politikfeldern und sozialen Konfliktzonen. Die sozialwissenschaftliche Analyse steht im Zentrum. Und auf dieser Basis kann von Zeit zu Zeit – der Intellektuelle ist eine Rolle, kein Beruf, man kann nicht ein Dauerintellektueller sein, man kann nicht dauerhaft Stellung nehmen – eine Kritik formuliert werden zur Unterstützung von sozialen Bewegungen und Protestaktionen, können Manifeste als Ausdruck der Kritik artikuliert und Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Studien einer größeren Öffentlichkeit nahegebracht werden.

Welche Effekte kann Raisons d'agir erreichen, wie stellen Sie sich Veränderung vor?

Lacroix: Natürlich gibt es bei Raisons d'agir kein Programm wie in einer Partei, das muß klar sein. Raisons d'agir wird gebildet von Leuten, die intellektuelle Arbeit machen und Stellungnahme über etwas abgeben wollen, das in Beziehung zu dem steht, was sie bearbeitet haben und ihnen als unerträglich erscheint. Raisons d'agir ist aber nicht nur das. Nach der deutschen Studentenbewe-

gung sind z. B. einige Leute, die daran teilgenommen haben, nach Paris gereist und haben mit Bourdieu darüber gesprochen, was die Studentenbewegung wollte. Und noch etwas anderes, das wichtig ist: Als Gruppe glaubt Raisons d'agir an die Wichtigkeit der Schule und der Universität als öffentlichem Dienst. Auch dieser öffentliche Dienst ist heute vielleicht durch konservative Unternehmen und auch durch modernisierende Unternehmen verletzt. Und es ist innerhalb der Reihe *Liber – Raisons d'agir* auch ein Buch über die Universität erschienen, geschrieben von einem Kollektiv – der kollektive Name ist auch wichtig für uns, weil wir zeigen wollen, daß der Intellektuelle nicht allein ist, sondern er hat Sinn, wenn er mit anderen Intellektuellen zusammenarbeitet.

Kann man Raisons d'agir am besten als Netzwerk beschreiben, und wo ist es inzwischen verbreitet?

Gilcher-Holtey: Das kann man so sagen, wobei das Netzwerk einen Schwerpunkt Paris hat. Es soll auch Raisons d'agir Bundesrepublik gegründet werden. Ansätze dazu gibt es. Es muß aber noch überlegt werden, wie der Aufbau und die Organisationsstruktur aussehen könnte, da es im föderalen System der Bundesrepublik eine Zentrale wie in Paris nicht gibt. Es gibt auch Raisons d'agir in der Schweiz, und zwar schon

länger als die Pariser Gruppe.

Frau Gilcher-Holtey, Sie sind Mitglied der Pariser Gruppe. Mit welchem Projekt beschäftigen Sie sich bei Raisons d'agir?

Gilcher-Holtey: Wenn es das Netzwerk in der Bundesrepublik gibt, werde ich darin mitarbeiten. Wie das aussehen wird – da ich die Strukturen und die Schwerpunktsetzung noch nicht kenne – weiß ich noch nicht. Im Pariser Kontext gibt es verschiedene Arbeitsgruppen, ich kann allerdings die Arbeit in diesen Gruppen nur in den Semesterferien wahrnehmen. Aber ich bin im Frühjahr wieder in Paris und werde dort einsteigen, wo ich aufgehört habe. Es gibt verschiedene Schwerpunkte: Analysen der Situation an den Schulen, Universitäten, der neuen sozialen Bewegungen, der Arbeitslosenbewegung in Frankreich, der Bewegung der „Sans papiers“. Aber es gibt auch eine Arbeitsgruppe, die sich mit der Geschichte, Rolle und Funktion von Intellektuellen allgemein beschäftigt, und der gehöre ich zunächst einmal an.

Raisons d'agir zeigt, Intellektuelle mischen sich ein in die öffentliche, politische Auseinandersetzung: Könnte damit auch eine neue Aufgabe für die SoziologInnen verbunden sein, zu einer Art praktischer, gesellschaftsnaher Soziolo-



Aber es geht auch mit der normalen Haltung und gibt ein hübsches Bild

gie zu finden?

Gilcher-Holtey: Das hängt von der Auffassung der Soziologin ab, ob sie gelegentlich aus der Rolle der Wissenschaftlerin heraustreten und die Rolle der Intellektuellen übernehmen will. Möglich war ein solches Engagement stets, aber nur wenige Soziologen haben davon Gebrauch gemacht. Welcher Soziologe hat als Intellektueller eingegriffen in die Auseinandersetzungen und Proble-

me der Bundesrepublik? Mir fallen nur wenige Namen ein – Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf... Es hängt davon ab, ob und inwieweit man die Intellektuellen-Rolle wahrnehmen möchte und unter welchen Bedingungen. Das Konzept von *Raisons d'agir* sieht nicht den heroischen Einzelkämpfer vor, sondern Intervention als Gruppe nach Diskussionen innerhalb der Gruppe auf der Basis von Recherchen. Das macht Intervention möglicherweise leichter und auch substanzreicher, weil sie zuvor der wechselseitigen Kritik unterworfen sind. •

Anmerkungen

1 Grundlage der Darstellung ist die Veröffentlichung der Erklärung im Internet (über Homepage Deutsche Bischofskonferenz) und der dazu erschienene Artikel in der SZ vom 30.10.1998.

2 Handelsblatt vom 12.10. und 13.10. 1998.

3 Vgl. Hartmut Häußermann: Armut in den Großstädten – eine neue städtische Unterklasse? In: *Leviathan*. Jg. 1997, S.12 ff. Häußermann nennt hier entsprechende Studien für Frankreich, Holland und die USA.

4 Vgl. den Artikel von Uwe Jean-Heuser: Terrorisiert die Wirtschaft die Politik? In: *DIE ZEIT* Nr. 38, 1997.

5 Urban et.al.: *Can we survive our future?* London, 1972, S.105-6.

6 Wohlfahrtstheorie beschäftigt sich damit, wie der Ausgleich von Interessen auf eine gerechte Weise zustande kommt.

7 Nichtsdestotrotz sind zwei Nobelpreisträger für Wirtschaft in einer Gruppe von Kapitallegern unter John Meriwether maßgeblich an den zerstörerischen Turbulenzen der

Finanzmärkte beteiligt. Hier geht es um das Abwickeln von sogenannten Hedge-Fonds. Vgl. Frankfurter Rundschau vom 2./3.10.98: „Weltfinanzordnung – Der freie Kapitalverkehr fährt mit Millionen Achterbahn“.

8 In seinem Buch „Fremde in der Stadt“ beschreibt Werner Schifffauer zwei historische Revolten in Deutschland (Fettmilch-Aufstand 1612-14) und in der Türkei (Patrona-Revolte im Jahr 1730), die durch eine wirtschaftliche Misere ausbrachen. In der Patrona-Revolte z.B. wurden die Auswirkungen der ökonomischen Misere nicht ihren tatsächlichen Ursachen, sondern zu dieser Zeit sichtbaren, abweichenden Verhaltensmustern bestimmter Bevölkerungsgruppen (i.d. Falle Frauen, die sich in der Öffentlichkeit der islamischen Gesellschaft auf Schaukeln vergnügten) zugeschrieben. Auf diese Weise verschob sich die Zuordnung von Ursache und Wirkung. Somit repräsentierten jene für die Öffentlichkeit nicht nur die Ursache der ökonomischen Misere und gesellschaftlicher Unordnung, sondern sie – statt der tatsächlichen Ursachen – waren dann auch das Ziel ordnungsstiftender Maßnahmen (Die Frauen wurden wieder in das Haus verbannt). Werner Schifffauer: *Fremde in der Stadt*. F.a.M. 1997, S.11ff.

9 Der Protest der Bevölkerung erreichte im November 1995 einen Höhepunkt, als Juppé seinen Plan zur grundlegenden Reform der Sozialversicherung vorlegte. Am 24.11. fand ein landesweiter Aktionstag für die Verteidigung der Sozialversicherung statt, der Streik weitete sich aus und spitzte sich im Dezember zu.

10 Die Herausgeber lassen in dem Band *Menschen zu Wort kommen*, die sonst keine Stimme haben und schaffen so ein Bild der Gesellschaft „von unten“. Einer Gesellschaft, die mehr und mehr von Konkurrenzdruck, struktureller Massenarbeitslosigkeit, Sozialabbau und gesellschaftlicher Marginalisierung und Ausschließung breiterer Bevölkerungsgruppen gekennzeichnet ist, wobei sich der Staat immer mehr aus der Verantwortung für das Gemeinwohl zurückzieht und Wirtschaft und Gesellschaft in den Sog der Deregulierung geraten.

11 Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz, 1998, S. 89.

12 Auseinandersetzungen um das neoliberale Wirtschaftsmodell sind nicht neu: zu Zeiten von Adam Smith gab es bereits eine Kontroverse unter Wissenschaftlern, ob Smith' Modell überhaupt in die Realität umzusetzen sei. 13 Die Interviews wurden zu unterschiedlichen Zeitpunkten geführt, beziehen sich aber zum Teil auf ähnliche Fragen. Deshalb wurden die Antworten beider Interviewpartner zu ähnlichen Fragen direkt nacheinander angeordnet.

14 Lacroix bezieht sich hier auf einen Text von *Liber – Raisons d'agir*, in dem am Beispiel der Unterzeichnung zweier Petitionen von zahlreichen Intellektuellen im Dezember 1995, zwei konträre Positionen im intellektuellen Feld herausgearbeitet werden. Dazu der Soziologe Gregor Husi in der taz vom 3.8.98, S.11: „auf der einen Seite eine Linke, 'von der die Rechte immer geträumt hat', den Mächtigen in Wirtschaft, Politik, Verwaltung und Medienwelt nah, auf der anderen Seite eine 'wahre' kritische Linke. (Die Petition wurde etwa von Alain Touraine unterzeichnet, die andere zum Streik der EisenbahnerInnen von Bourdieu, Jacques Derrida und anderen).“

15 Das Interview mit Prof. Ingrid Gilcher-Holtey, die gemeinsam mit Bernard Lacroix an dem erwähnten Kongreß im Oktober in Bielefeld teilnahm, fand aus zeitlichen Gründen einige Tage später statt.

SOLIDARITÄT

Trainspotting, die drei Musketiere und das Rentenversicherungssystem

von Frank Berner und Michael Scherf

Einleitung

Der Begriff Solidarität wird im Alltag so vielfältig und schillernd verwendet, daß man den Eindruck gewinnen könnte, es handele sich um eine Ressource, die immer und überall einsetzbar und ohne weiteres für jeden beliebigen Zweck abrufbar ist, wenn man nur ansprechend genug appelliert. Ob es um die Spendenwerbung zum Wiederaufbau gebrochener Deiche in Ostdeutschland oder in China, um die Eindämmung des Schwarzfahrens in öffentlichen Verkehrsmitteln, um die Beteiligung an studentischen Streiks oder um die Bereitschaft geht, ehrlich Steuern an den Staat abzuführen: immer ist es die Solidarität, die beschworen wird und beinahe alles zu vollbringen in der Lage zu sein scheint.

Bei all diesen Versuchen, den Begriff für bestimmte Ziele möglichst gewinnbringend einzusetzen, fällt eine Gemeinsamkeit schnell ins Auge: Auf diskursive Weise wird stets versucht, eine Art von Verbundenheit herzustellen, die zu negieren als moralisch verwerflich dargestellt wird. Unter dem Titel „Solidarität“ wird die Beziehung der Einzelperson zur



Noch nimmt der hier von der Kamera eingefangene exotische Tanz keine anfechtbaren Formen an.

jeweils betroffenen „Gemeinschaft“ als Schuldbeziehung thematisiert. Man sei es den Zielen der Gemeinschaft schuldig, sich so oder so zu verhalten. Wer sich nicht in dem geforderten Sinne solidarisch verhält, schadet angeblich dem Gemeinwohl oder beteiligt sich zumindest nicht daran, das Gemeinwohl zu steigern, und das kann ja wohl nicht angehen. Diese moralische aufgeladene Argumentation hat den Effekt, daß man

sich kaum mehr zu fragen traut, was Solidarität eigentlich ist oder gar, ob es konkrete soziale und nicht etwa nur individuelle Bedingungen gibt, unter denen die Anforderung der Solidarität sinnvoll ist.

Im vorliegenden Essay wollen wir den Versuch unternehmen, uns einer Beantwortung dieser Frage anzunähern. Der Text ist nicht auf Ideen der beiden Autoren allein zurückzuführen, sondern stellt eines von vielen interessanten Ergebnissen dar, die wir in über einjähriger Zusammenarbeit in einer Studiengruppe zum Thema Sozialpolitik erarbeitet haben. Unsere Mitstreiter Claus Bröskamp, Meei-Seh Lin, Hsiu-Ching Lo und Klemens Kleiser sind also an diesem Artikel nicht unbeteiligt. Indirekt hat auch Prof. Franz-Xaver Kaufmann mitgewirkt, der durch sein außergewöhnliches Seminar „Umbau oder Abbau des Sozialstaats? Ideologien, Strukturen und Praxis“ im SS 97 die Grundlage für unsere Studiengruppe gestaltete und unsere Diskussion stets wohlwollend begleitete.

Was heißt da Solidarität?

Wenn der Begriff in so vielen verschiedenen Kontexten gebraucht wird, welches sind dann die Merkmale, die ihn über alle Verwendungen hinweg ausmachen? Was ist eigentlich der gleichbleibende Kern der variationsreichen Idee? Solidarität stellt wohl eine Art von Verbundenheit mehrerer Menschen dar, die diese Verbundenheit eingehen, da jeder/jede einzelne einen Vorteil davon hat, von dem er/sie glaubt, ihn nur im Zusammenwirken mit den anderen erreichen zu können. Diese Definition hört sich zweckrationaler an, als sie gemeint ist. Tatsächlich ist der Vorteil zeitlich und sachlich eher unbestimmt. Entscheidend ist, daß Solidarität handlungsmotivierend und handlungsleitend wirkt in Situationen, in denen ein eher unbestimmtes Ziel auf eher unkalkulierbare Weise nur gemeinsam erreicht werden kann. Solidarität hat also mit Orientierung am Kollektivinteresse zu tun.

Übereinstimmungen zwischen Einzel- und Kollektivinteressen können aber nur als solche wahrgenommen werden, wenn die Einzelnen sich zumindest im Geiste von der Gruppe distanzieren können. Auf diese Weise sind auch Interessendifferenzen möglich. Gerade im Zeitalter von In-

dividualisierung – in dem zwar nicht alle altbekannten sozialen Zusammenhänge „wagschmelzen,,, in dem man sich jedoch zumindest dafür entscheiden kann und muß, an welchem sozialen Zusammenhang man sich beteiligt – gibt es immer weniger Bereiche der sozialen Verbundenheit, zu denen keine Alternative gedacht werden kann. Wer sich bindet, tut dies eher in eigener Verantwortung: die Selbstverpflichtung gewinnt an Gewicht. Solidarität ist also eigentlich Verbundenheit trotz Differenzen.

Darüber hinaus unterscheidet sich die Vermittlung der kollektiven Interessen eines sozialen Gebildes je nach der Länge der Handlungsketten, bzw. je nach der Stufe sozialer Emergenz, auf der die betreffende soziale Einheit¹ anzusiedeln ist. So wird das kollektive Interesse einer Kleinfamilie als Gruppe anders hergestellt und gewahrt als das kollektive Interesse der Gemeinschaft der Rentenversicherten.

Wir haben gesagt, daß Solidarität als Mechanismus der Koordination von Handlungen wirken kann (Franz-Xaver Kaufmann), und zwar in Kontexten, in denen Ergebnisse davon abhängen, wie alle Einzelnen sich beteiligen. Wenn man nun danach fragt, warum Menschen sich überhaupt auf solidarisches Handeln einlassen (also ihren Beitrag zur Erreichung des gemeinsamen Zustands

oder Ergebnisses erbringen, ohne wirklich sicher sein zu können, daß auch die anderen ihre Beiträge bringen werden), dann ist klar, daß ein solches Handeln die Erwartung von Gegenseitigkeit voraussetzt. Solidarität ist nicht jede Art von Motivation zu Handlungen, die nicht unmittelbar zu persönlichem Nutzen führen, sondern nur diejenige, die aus dem Gefühl der Gleichgerichtetheit von Interessen oder Zielen gegeben wird, aus einer besonderen Verbundenheit, in der zumindest die – sei es fiktive – Möglichkeit der Gegenseitigkeit mitgedacht wird. Dies unterscheidet Solidarität vom Mitleid: letzteres ist nicht an Reziprozitätserwartungen verbunden.

Die zumindest latente Reziprozitätserwartung unterscheidet sich vom marktmäßigen Tauschinteresse dadurch, daß die Tauschinhalte nicht genau ausgehandelt, berechnet und vertraglich gesichert sind. Man könnte sagen, Reziprozität ist ein zeitlich versetzter und dem Tauschobjekt nach, sachlich heterogener Tausch². Je länger die Handlungsketten werden, je unbestimmter also der zeitliche und sachliche Zusammenhang zwischen Input und Output wird, desto stärker wird die Reziprozitätserwartung generalisiert: Man geht davon aus, daß auf irgendeine unbestimmte Weise alle Beteiligten mehr oder weniger von den Einzelbeiträgen profitieren.

Zusammenfassend läßt sich bisher wohl sagen, daß es auf der Suche nach einer Begriffsbestimmung von Solidarität sinnvoll erscheint, nicht nach einem pauschal benennbaren und konkreten Phänomen zu suchen, sondern Solidarität als Brille, als Suchmuster oder Perspektive zur Betrachtung vieler verschiedener Handlungskontexte zu verstehen. Wir verstehen Solidarität weniger als einen Begriff, der ein konkretes Phänomen benennt, sondern vielmehr als Suchraster für Formen, Chancen und Grenzen sozialer Verbundenheit unter den Bedingungen von Modernität (Gabriel/Herlth/Strohmeier). Soziale Verbundenheit ist hier mit der Frage nach der Vergesellschaftung des Einzelnen verbunden – Vergesellschaftung über vertikale oder horizontale Differenzierungslinien hinweg.

Aber ist damit schon alles gesagt, was zu einer Begriffsbestimmung von Solidarität beiträgt? Nein, denn sonst wäre der Artikel ja hier zu Ende, und außerdem haben wir festgestellt, daß die Bedingungen für Solidarität als handlungsleitende soziale Verbundenheit einer sozialen Einheit von der Länge der Handlungsketten dieser Einheit abhängen. Es lassen sich zumindest zwei Typen sozialer Verbundenheit unterscheiden: Der eine ist, wie im Fall der Familie, der Typ der Verbundenheit mit konkreten Anderen. Im anderen Fall, wie

dem der Rentenversicherung, geht es um Verbundenheit mit unkonkreten Anderen oder Unbekannten. Diese Unterscheidung stellt sich als sinnvoll heraus, wenn man – an eine bloße Begriffsdefinition anschließend – nach den Voraussetzungen für Solidarität fragt. Mit den Bedingungen für Solidarität auf verschiedenen Ebenen der Systembildung wollen wir uns im folgenden beschäftigen und damit die Diskussion um Solidarität von unpassender Moralisierung befreien.

Solidarität im sozialen Nahraum

Oft wird die hier darzustellende Unterscheidung auf die Unterscheidung zwischen vormodernen Formen der Solidarität (Durkheims mechanische Solidarität) und modernen

Formen der Solidarität (Durkheims organische Solidarität) verkürzt. Verkürzt ist eine solche Darstellung deshalb, weil es sich hierbei eben nicht um eine historische Unterscheidung

handelt, bei der die eine Form im Zeitablauf von der anderen abgelöst würde, sondern um eine Unterscheidung verschiedener Stufen der sozialen Organisation. Daß sich historisch die Stufen sozialer Systembildung vervielfältigen und heute andere Stufen in den Vordergrund treten, vor allem was die Zuständig-

keit für die Lösung gesellschaftlicher Probleme angeht (Stichwort: Europäisierung oder Globalisierung), soll mit der getroffenen Unterscheidung nicht bestritten, sondern in differenzierter Weise neu betont werden.

Solidarität im sozialen Nahbereich zeichnet sich dadurch aus, daß sie ganz dem Interaktionssystem inne-



Mit exotischen Tanzbewegungen muß man vom Gesichtspunkt des guten Tons vorsichtig sein

wohnt und auch in ihrer Steuerungsfähigkeit nicht über dieses hinausweist. Sie wird in der täglichen Interaktion hergestellt und ständig aktualisiert. Sie baut auf Vertrautheit auf und kann damit als Urzelle gesellschaftlicher Einbindung gelten.

Manche sozialwissenschaftliche und viele halbwissenschaftliche Autoren oder Autorinnen weisen diesen Typ von Solidarität ausschließlich der Familie zu. Sie meinen, daß diese Form der Solidarität ein inhärentes Merkmal der Familie und nur der Familie sei. Uns ist dagegen wichtig, darauf hinzuweisen, daß diese Form von Solidarität in jedem Handlungssystem des sozialen Nahbereichs vorkommen kann, in dem Menschen in regelmäßigen und anhaltenden sozialen Beziehungen aneinander gebunden sind. Sicher ist die Familie für viele Menschen der soziale Zusammenhang, in dem ihre am längsten anhaltenden und wichtigsten Beziehungen vorkommen. Für die theoretische Analyse ist es jedoch fruchtbarer und anschlussfähiger, wenn man davon ausgeht, daß in solchen Fällen solidarische Verbundenheit aufgrund der Dauer und der Intensität der Beziehungen entsteht, und nicht aufgrund der biologischen Zusammengehörigkeit. Der grundgesetzlich garantierte besondere Schutz der Familie zeigt auf der einen Seite, wie ernst es unsere Gesellschaft mit dem Stellenwert dieses Ty-

pus sozialer Verbundenheit nimmt und macht gleichzeitig auf besonders drastische Weise deutlich, wie willkürlich und den tatsächlichen sozialen Gegebenheiten unangemessen diese gesetzliche Bestimmung ist. Die Familie als soziale Institution (Familienpolitik, Meldewesen, soziale Sicherung usw.) bekommt anerkannt, was im Grunde für viele weitere Formen von Vergemeinschaftung auf der Interaktionsebene gelten könnte. Was dazu fehlt, ist ein von außen sichtbares Maß der sozialen Verbundenheit, ein Kriterium (und natürlich der politische Wille, ein solches ausfindig zu machen), wie es mit der Institutionalisierung der Familie geschaffen wurde. Per Gesetz wurde soziale Verbundenheit an der ebenso gesetzlich gerahmten Institution Ehe und an der biologischen Zugehörigkeit festgemacht. Ein soziales Kriterium würde erheblichen definitorischen Aufwands bedürfen. Aus soziologischer Sicht ist jedoch nicht einzusehen, warum in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (z.B. in einer homosexuellen Partnerschaft) weniger Verbundenheit herrschen sollte als in einer gesetzlich anerkannten Partnerschaft, trotzdem sind solche Formen des Zusammenlebens gesetzlich nicht geschützt. Statt dessen liest man oft, daß in unserer Gesellschaft die Solidarität auf dem Rückzug wäre, weil es ja immer weniger komplette Familien gibt. Würde man hier mehr dar-

auf schauen, in welchen sozialen Zusammenhängen gesellschaftliche Aufgaben tatsächlich erfüllt werden, so müßte man nicht ständig mit tränenenden Augen in die ach so perfekte Vergangenheit schauen, wo doch scheinbar alles noch in Ordnung war.

Die Familie unterscheidet sich von anderen Gemeinschaften vor allem dadurch, daß sie die Schicksalsgemeinschaft schlechthin ist (der Begriff „Schicksalsgemeinschaft“ ist hier mit gutem Grund doppeldeutig). Dadurch werden in ihrem Rahmen die Chancen, langanhaltende Beziehungen aufzubauen, besonders groß. Das schließt Alternativen jedoch nicht aus. Alle solidarisch geprägten sozialen Zusammenhänge auf Interaktionsebene sind tendenziell Schicksalsgemeinschaften in dem Sinne, daß man nicht einfach ein- und wieder austreten kann. Denkt nur an Mark Renton aus *Trainspotting*, der vor seinen schrecklichen Kumpels von Edinburgh nach London floh, und der sie, als sie ihm irgendwann nachkamen, dann doch wieder bei sich aufgenommen hat, weil sie eben seine Freunde waren. Ein echter Schicksalszusammenhang. Und der Wahlspruch „Einer für alle, alle für einen“, der als der solidarische Wahlspruch schlechthin gilt, kommt bezeichnenderweise nicht aus einer Familie, sondern von den drei Musketieren.

Solidarität in organisierter Form

Dieser Typ der Solidarität findet sich auf einer höheren Stufe sozialer Systembildung. Er kann auch als Solidarität unter Unbekannten bezeichnet werden. Die Einzelperson bekommt zwar in Interaktionen Kontakt zu den Organisationen dieser Solidaritätsformen, die Interaktionspartner (z.B. der Sachbearbeiter bei der Rentenversicherung) nehmen dabei aber lediglich eine Stellvertreterrolle für das gesamte Solidarsystem ein, welches sich als solches zumindest auf der Stufe des Organisationssystems befindet.

An die Stelle der Vertrautheit mit dem konkreten Anderen tritt das Vertrauen in die Regeln und Mechanismen des gesamten Solidarsystems (Systemvertrauen). Üblicherweise ist die Mitgliedschaft in diesen Systemen frei wählbar (außer in Systemen, die einen reinen Pflichtversicherungscharakter haben) und muß sich damit gegenüber der Zielerreichung durch die Einzelperson als leistungsfähig bewähren. Wenn nun aber weitläufige solidarische Bindungen mit unbekanntem Anderen gerade voraussetzen, daß Personen sich zumindest prinzipiell frei für sie entscheiden können, so kann man aus diesem Gedanken ableiten, daß Solidaritätspotentiale in der moder-

nen Gesellschaft immer wieder hergestellt werden müssen. An dieser Stelle erhält die Diskussion um Solidarität einen sehr dynamischen Zug, denn Solidarität ist demnach kein knappes Gut, also kein Gut, daß durch den Gebrauch verschwindet oder das aus knappen Ressourcen produziert wird. Dem entgegen wird Solidarität im Verlaufe solidarischer Handlungen auch weiter produziert. Zugespißt gesagt, handelt es sich um ein dynamisches Gut, das sich nach Produktionsbeginn fortlaufend vermehrt. Leider ist es ebenso möglich, daß der Prozeß sich ins Negative umkehrt.

Die letzten Bemerkungen weisen darauf hin, daß es Voraussetzungen für die Existenz einer solchen positiven Dynamik geben muß, die gewährleisten, daß sich das Netz der sozialen Verbundenheit verstärkt. Für die Lösung gesellschaftlicher Fragen, die der hier angesprochenen Ebene sozialer Systembildung bedürfen, stellt sich damit die Frage, wie Verbundenheit oder ein Gefühl von Verbundenheit zwischen Personen, die sich nicht kennen und die nicht direkt miteinander in Beziehung stehen, entstehen kann? Weiterhin ist zu klären, wie unter solchen Bedingungen Reziprozität erwartet werden kann. An diesem Punkt gewinnt der Zusammenhang zwischen den beiden Konzepten Solidarität und Vertrauen an Bedeu-

tung. Beide Begriffe zeichnen sich durch das oben beschriebene Dynamisch-Prozeßhafte aus, das synergetische Effekte zu erzeugen vermag.

Vertrauen und Solidarität

Vertrauen als prognostizierende Verhaltensdisposition reduziert Komplexität, indem - aufbauend auf Erfahrungen - Annahmen über unmittelbar bevorstehende oder zukünftige Abfolgen von Ereignissen oder Verhaltensweisen gemacht werden (Luhmann). Insgesamt scheint es bei Vertrauen wieder einmal um die Reduktion von Komplexität zu gehen, also um individuell wie gesellschaftsweit anwendbare Mechanismen, mit modernen, oft unübersichtlichen oder chaotischen Zuständen zurecht zu kommen. Vertrauen kann als Vertrauen zu den eigenen Erwartungen über den Verlauf eines vorausgesehenen, zukünftigen Ereignisses verstanden werden. Anders als Erwartungen, die an konkrete zukünftige Ereignisse gerichtet werden, wird Vertrauen pauschal gewährt und nimmt somit Zukunft vorweg. Der Nutzen eines solchen Mechanismus ist besonders für moderne Verhältnisse evident. Anders als alte Ständegesellschaften, die durch Bestände, also im Zeitablauf stabilen sozialen Ordnungen, geprägt waren, ist die moderne Gesell-

schaft dadurch zu charakterisieren, daß in ihr ein vermehrt riskantes Handeln, ein Handeln unter Unsicherheiten, gefordert ist, da sich soziale Verhältnisse in ständigen Änderungsprozessen befinden. Ereignisse gewinnen gegenüber Beständen an Bedeutung.

Sollen vor diesem Hintergrund soziale Handlungen koordiniert werden, die eine Vielzahl einander unbekannter sozialer Akteure betreffen (wie es z.B. für soziale Sicherungssysteme der Fall ist), so bedarf es eines Mechanismus, der jede Einzelperson veranlaßt, riskante Vorleistungen zu erbringen und ihr dabei so viel Zuversicht vermittelt, daß sie ihre Beiträge nicht bei der geringsten Enttäuschung dem System entzieht. Anders als bei solidarischen Handlungen im sozialen Nahbereich liegt bei organisierten Solidarsystemen die Kontrolle der anderen nicht in der Hand der Einzelperson. Nur wenn durch Vertrauen an die Kontrollleistungen des Systems ein gewisses Maß an Enttäuschungsresistenz gewährleistet wird, ist es möglich, ein Solidarsystem zu etablieren, das im Wandel der Ereignisse Bestand hat. Ein möglicher Nutzen jedes modernen Solidarsystems besteht folglich aus der langfristigen Berechenbarkeit, die der Einzelne als Gegenleistung für seinen Verzicht auf kurzfristig nutzenmaximierendes Verhalten erhält. Schwindet diese Fiktion der

Dauerhaftigkeit, so haben es die Akteure des Systems schwer, die Wirksamkeit des Systems unter Beweis zu stellen, wie die Argumentationsversuche des ehemaligen Sozialministers Blüm bezüglich des hundertjährigen Rentenhauses zeigen.

Die Risikobereitschaft der Mitglieder eines Solidarsystems hängt mit dem Glauben an die Dauerhaftigkeit des Systems zusammen. Die Mitglieder müssen bereit sein, ihr bescheidenes und aus der Vergangenheit stammendes Wissen über das System zu überziehen und auf zukünftige, unsichere Ereignisse anzuwenden. Ein Mindestmaß an erwartbaren Regelmäßigkeiten muß also vorhanden sein.

Vertrauen als Voraussetzung für Solidarität

Man könnte sagen, daß die Bildung von Vertrauen die individuelle Voraussetzung zur Ermöglichung von Solidarität ist. Vertrauen zum System macht es möglich, daß Personen riskante Vorleistungen erbringen (z.B. Rentenbeiträge bezahlen) ohne mit Sicherheit zu wissen, daß sie dafür irgendwann und irgendwie einen Vorteil zurückbekommen werden (z.B. als Rentenzahlung). Der Verteilungsmechanismus, der innerhalb ei-

ner Solidargemeinschaft das Verhältnis von Beiträgen und Erträgen bezeichnet ist der der Reziprozität (zur Erinnerung: Reziprozität wird ein Tauschverhältnis genannt, bei dem Leistung und Gegenleistung zeitversetzt erfolgen und bei dem sich die Tauschgüter voneinander unterscheiden, z.B. höhere Einzahlung gegen die Sicherheit der Systemstabilität). Der Handlungsspielraum des Systems hängt demnach von zwei Variablen ab: einerseits von der Zeitspanne, die für die Akteure höchstens zwischen Leistung und Gegenleistung liegen darf, sowie andererseits durch die Vielfalt der Definitionen von Gegenleistungen, die man dem System zubilligt. Je mehr Vertrauen die am System beteiligten Akteure haben, desto mehr Variation ist bei den beiden Variablen möglich, und desto stabiler ist das System. Für das Maß an organisierter Solidarität ist es demnach entscheidend, inwieweit ein System den Anschein aufrecht erhalten kann, mittels seiner Steuerungsleistungen Reziprozität zu gewährleisten. Nicht vom Vertrauen in die anderen Personen hängt das Handeln eines Akteurs in einem Solidarsystem somit ab, sondern vom Vertrauen in das Umverteilungssystem. Die oben angesprochene Unterscheidung zwischen Vertrauen und Vertraulichkeit ist vielleicht zentral für das Verständnis von solidarischen Zusammenhängen: In einer modernen organisierten Solidar-

gemeinschaft kann es zwischen den beteiligten Personen keine Vertrautheit als Grundlage für eine Solidarität unter Fremden geben. Die beteiligten Personen kennen sich ja nicht. Es kann jedoch Vertrauen in das System oder in die Organisation geben, die die Personen unbekannterweise aneinander bindet.

Ein solches Vertrauen setzt wiederum einerseits den Glauben an die Legitimität und Gerechtigkeit des Systems und andererseits die Annahme voraus, daß sich alle Beteiligten an ein Grundregelwerk halten. Auf der Gesellschaftsebene werden diese beiden Dimensionen durch die demokratischen Spielregeln und die durch die Demokratie legitimierte Rechtsordnung inhaltlich gefüllt (Legitimität durch Verfahren). Die Annahme, daß Entscheidungen über die Gestaltung eines Solidarsystems auf der Grundlage demokratischer Willensbildung gefällt werden, läßt das Vertrauen in ein solches System enttäuschungsresistenter werden: Selbst wenn Fehler im System erkannt werden, kann man auf die Möglichkeit hoffen, daß sie durch politische Entscheidungen nach demokratischen Aushandlungsprozessen behoben werden.

Sieht man sich die Länge der bis hierher dargestellten Vermittlungsketten an, die den Aufbau von Solidarität unter Unbekannten beeinflus-

sen, so wird deutlich, wie schwierig und voraussetzungsvoll, aber auch notwendig, die politische bzw. organisierte Gestaltung dieser Formen von Solidarität ist.

Solidarität in der modernen Gesellschaft

Immer wieder wird beklagt, daß Solidarität in unserer Gesellschaft schwindet. In bezug auf den sozialen Nahbereich kann vielleicht tatsächlich von einer Abschwächung von Solidaritätspotentialen gesprochen werden, weil soziale Beziehungen immer weniger dauerhaft sind. Moderne Gesellschaften sind jedoch u.a. dadurch geprägt, daß die Stufen sozialer Systembildung zunehmen. Die entstehende Differenz zwischen Interaktionssystem und den höheren Stufen der Systembildung eröffnet erst die Möglichkeit gesellschaftsweiter Bindungen, wie es z.B. die Organisation gesamtgesellschaftlicher Solidaritätsformen darstellt. Wenn man also soziale Beziehungen über alle Organisationsstufen hinweg betrachtet, zeigt sich, daß die Möglichkeiten für solidarische Verbundenheiten enorm zunehmen. Wie passen diese widersprüchlichen Aussagen zusammen?

Unserer Meinung nach ist Solidarität ein typisch modernes Phänomen, insofern als sie erst dann wirksam wird, wenn Menschen die Wahl haben, sich einer bestimmten sozialen



Dies ist nun schon kein gesellschaftsfähiger Tanz mehr

Gruppe anzuschließen oder nicht. Zu Beginn des Textes haben wir schon angesprochen, daß die Wahrnehmung von gleichgerichteten Interessen voraussetzt, daß eine Einzelperson sich unabhängig von der Gruppe denken kann, wenn es also möglich ist, Distanz zur Gruppe ein-

zunehmen. Wenn Menschen sich gedanklich aus ihrer Gemeinschaft entfernen und Distanz einnehmen können, geht der eigene Lebenskreis nicht mehr vollständig und konzentrisch im größeren Lebenskreis der Gemeinschaft auf, sondern kann seinen Mittelpunkt verlagern und sich mit anderen Lebenskreisen kreuzen (so wird Individualisierung von Simmel beschrieben). Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit, die übergeordnete Gemeinschaft und übergeordnete Interessen zu erkennen. Man könnte auch sagen, daß moderne Verhältnisse die Möglichkeit zur Verbundenheit als freie Entscheidung (und dies macht Solidarität aus) erst systematisch eröffnen. Erst unter Bedingungen von Differenzierung, Individualisierung, Pluralisierung muß und kann Solidarität entwickelt werden. In modernen Gesellschaften nehmen die Beziehungen auf höheren Stufen sozialer Organisation systematisch zu. Man kann vermuten, daß sich dabei eine lockere und weitläufige Form der Solidarität etabliert. Es stellt sich die Frage, in welchem Maße solche Solidaritätsformen belastbar sind und damit Steuerungsleistungen an sie anschließbar sind. Das Ausmaß des vorhandenen Systemvertrauens ist zur Beantwortung dieser Frage wohl von entscheidender Bedeutung.

Im Zusammenhang mit Individualisierung wird manchmal hervorgeho-

ben, daß mit einer größeren „Freiheit zu ...“ auch eine größere „Freiheit von ...“ verbunden ist - und damit der Zwang, die eigene Biographie und das eigene Lebensschicksal selbst zu gestalten und zu verantworten. Das Individuum ist stärker auf sich selbst verwiesen. Dies betrifft auch soziale Bindungen: Sie werden als Teil eines je eigenen Lebensentwurfs gewählt und müssen sich in Aushandlungsprozessen bewähren. Als Wahlbindungen sind sie einerseits voraussetzungsvoller und prekärer, andererseits wohnt ihnen eine größere selbstbindende Kraft inne, da sie mit der Individualität der betreffenden Person in einem engen Verhältnis stehen.

Als Problem bleibt jedoch zum einen die Anforderung, Entscheidungen über Zugehörigkeiten zunehmend selbst treffen zu müssen, und zum anderen die Tatsache, daß Solidarzusammenhänge zunehmend aus dem sozialen Nahbereich heraustreten und der Einzelperson die anderen Beteiligten nicht einmal mehr bekannt sind. Dies macht affektive Bindungen, wie sie für lang anhaltende, intensive Beziehungen im sozialen Nahbereich typisch sind, immer unwahrscheinlicher. Gerade in solchen affektiven Beziehungen ist man jedoch nicht nur in einer bestimmten Rolle (z.B. als RentenversicherteR oder StudentIn) angesprochen, sondern als gesamte Person. Mit dieser

Form von sozialer Verbundenheit ist deshalb wohl eine Vorstellung von Geborgenheit verbunden; Geborgenheit in dem Sinne, daß eine vertraute Person sagt: „Es wird schon alles gut“, und man dies dann auch glaubt.

Interessanterweise können solche stark affektiv besetzten Geborgenheitsideale leicht ideologisch verarbeitet werden und als Bilder/Kliches auf soziale Beziehungen auf Systemstufen mit sehr langen Handlungsketten aufgesetzt werden. Dies ist der Fall, wenn ein Wir-Gefühl auf einer gesellschaftsweiten Ebene angesprochen wird, so wie bei der Flutkatastrophe in Ostdeutschland und Polen, oder bei Solidaritätsbewegungen mit Demonstrierenden in China. Dieser politisch mobilisierende Solidaritätsdiskurs setzt die urige Sehnsucht nach Geborgenheit ein, um mit Bildern wie den „Brüdern und Schwestern im Osten“ oder der gesamten „Menschenfamilie“ Gemeinschaftsgefühle zu wecken. Hier vermischen sich Elemente aus den beiden zuvor beschriebenen Ebenen von Solidarität: zum einen kommt Affektivität ins Spiel, wie sie im sozialen Nahbereich direkt erfahren wird, andererseits wird Solidarität mit Unbekannten gefordert.

Und die Moral in der Geschicht'?

Solidarität ist notwendig mit einer Außengrenze der sozialen Einheit verbunden, innerhalb derer sie wirken soll. Sie baut somit direkt auf Differenzierung und damit Exklusionen auf. Solidarisch ist man ja nie einfach so, sondern nur innerhalb einer Gruppe⁴. Ein solcher, den inneren Zusammenhalt einer sozialen Einheit verstärkender Mechanismus, birgt stets die Gefahr der Abschottung dieser Einheit nach außen. Will man verhindern, daß sich eine Gesellschaft nur aus egoistischen Einzelgruppen zusammensetzt, die zunehmend sozial Schwache ausgrenzen, so muß es Gerechtigkeits- oder Fairnessregeln geben.

Eine solche regelgebundene Absicherung setzt sowohl zur Regelung des Verhältnisses zwischen Gruppen als auch zur Gestaltung der Ordnung einer einzelnen Gruppe direkt beim Verhältnis zwischen Solidarität und Vertrauen an. Abschottungstendenzen sind häufig auf Ängste zurückzuführen, die aus mangelndem Wissen und mangelnder Transparenz geboren werden. Vertrauen als Generalisierung von als positiv wahrge-

Die beiden Damen würden sich nichts vergeben, wenn sie auch nur einigermaßen so läten, als gößele ihnen der gut gemeinte Spaß



nommenen Erfahrungen kann somit durch die Prinzipien Nachvollziehbarkeit und Partizipation gestärkt werden. Interventionen, die die Einzelperson von Aushandlungen sozialer Kontexte entlasten, ihn also in Kontexte hineinversetzen, an deren Gestaltung er nicht beteiligt war, mindern daher Solidaritätsressourcen.

Der große Vorteil einer Solidarität unter Unbekannten unter modernen Bedingungen besteht darin, daß die Bedingungen für die Möglichkeit dieser Form der Solidarität politisch gestaltbar sind. Rechenschaften able-

gen, Betroffene beteiligen, Aushandlung und Einhaltung gemeinsamer Regeln: dies sind Prinzipien, die Vertrauens- und im weiteren Solidaritätspotentiale zu stärken vermögen. Die Chancen für stabile Solidargemeinschaften sind demnach zumindest teilweise strukturell bedingt. Nachvollziehbarkeit, Demokratie, Legitimität der Rechts- und Sozialordnung sind die Stichworte, und hier besteht auch der Handlungsspielraum der Politik. Daneben gibt es aber auch noch die freie Entscheidung, sich an einem Solidarzusammenhang zu beteiligen oder nicht, und diese Entscheidung kann

nur das Individuum selbst treffen. Vom individuellen Engagement, diese Möglichkeiten der solidarischen Beteiligung auch wahrzunehmen, ist die Einzelperson also keineswegs befreit.

Der angemessene Umgang mit modernen Verhältnissen verlangt von der Einzelperson ein starkes Abstraktionsvermögen bezüglich ihrer existentiellen Sehnsucht nach Geborgenheit und einer scheinbar verlorenen Sicherheit. Gerade die an solche Elementarbedürfnisse angelagerten sozialen Verhältnisse stellen sich gegenüber Trivialisierungen und rückwärtsgewandter Sozialromantik als besonders empfänglich dar. Im Angesicht dieser Gefahr kann die Verantwortung derjenigen kaum überschätzt werden, die für die Gestaltung von Solidarsystemen verantwortlich sind. •

Literatur

Hauke Brunkhorst: Solidarität unter Fremden. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1997

K. Gabriel, A. Herlth, K.P. Strohmeier: Solidarität unter den Bedingungen entfalteter Modernität. In: dies. (Hsg.), Modernität und Solidarität, Konsequenzen gesellschaftlicher Modernisierung. Für Franz-Xaver Kaufmann, Herder, Freiburg, Basel, Wien, 1997, S. 13-27

F.-X. Kaufmann: Solidarität als Steuerungsform - Erklärungsansätze bei Adam Smith. In:

F.-X. Kaufmann, H.-G. Krüsselberg (Hg.), Markt, Staat und Solidarität bei Adam Smith. Campus Verlag, Frankfurt / New York 1984

Niklas Luhmann: Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart 1989.

Anmerkungen

1 Mit Emergenz einer sozialen Einheit wollen wir die Eigenschaften einer Einheit bezeichnen, die sich nicht durch die Eigenschaften der beteiligten Mitglieder erklären lassen, sondern nur durch Rekurs auf Struktureffekte als Ergebnis von Interdependenz.

2 Kleine Anmerkung: Wenn sich ein marktförmiges Tauschverhältnis und ein auf Reziprozität ruhendes Verhältnis überlagern, kann es problematisch werden. Mit Freunden macht man keine Geschäfte!

3 Die größte dieser Gruppen kann die gesamte Menschheit sein. Auf dieser extremen Stufe der Systembildung ist Solidarität jedoch kaum mehr handlungsleitend.

Ferdinand Tönnies in „Ethik und Sozialismus“, 1909.

„Die“ Geschichte kann die Voraussetzung der Ethik nicht bilden; denn für ihre Grundbegriffe und Probleme setzt sie die Ethik voraus. Die Ideen, wie sie sich in Einrichtungen verwirklichen müssen, so auch kommen sie in den Individuen zur Darstellung und zur Erzeugung. Das Individuum ist nichts als das Individuum der Idee. Auch die Soziologie ist nicht die Voraussetzung der Ethik. Jene versucht sich zur Entwicklungsgeschichte zu machen für die ‚daher‘ von ihr gerne so benannten sozialen *Organismen*. Es liegt aber ein Widerspruch in ihrer Aufgabe, der so sogar zu einem doppelten wird: Ideen und ideale Gefühle unterscheiden die höheren von den niederen Stufen der Entwicklung (z.B. der Ehe, des Eigentums); um diesen Widerspruch – daß dennoch Entwicklung angenommen wird – zu berichtigen, wird eine Art von Normalgebilde dennoch vorausgesetzt. Einen Gegensatz, geschweige denn Widerspruch zwischen Einrichtungen und Ideen kann die Soziologie nicht aufrechterhalten. Die Einrichtungen sind geronnene Ideen. Also dient die Ethik stillschweigend als Voraussetzung der Soziologie und der sozialen Entwicklung – zwar nicht die Ethik als ein Glied des Systems der Philosophie, sondern als eine fingierte Verbindung sittlicher Gedanken.

ETHIK IN DEN WISSENSCHAFTEN

Das Interview zum Thema mit Peter Weingart

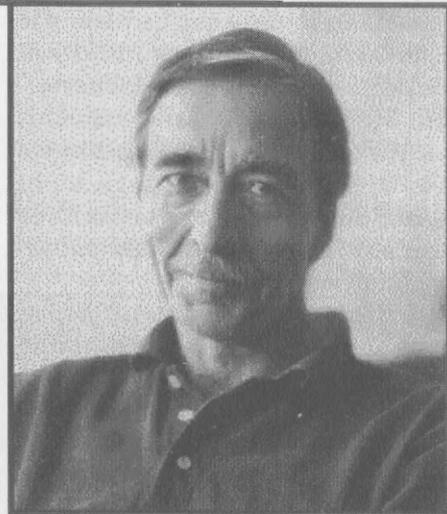
von Andrea Mennicken

Peter Weingart ist Professor für Wissenschaftssoziologie an der Bielefelder Fakultät für Soziologie, Direktor des Institutes für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) sowie Vorsitzender des Graduiertenkollegs "Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik". Von 1961 bis 1967 studierte Peter Weingart in Freiburg und Berlin Soziologie, Volkswirtschaftslehre und Staatsrecht. 1969 promovierte er an der Freien Universität Berlin. Vor seinem Ruf nach Bielefeld, der 1973 erfolgte, arbeitete Peter Weingart als bildungspolitischer Referent am Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut des Deutschen Gewerkschaftsbundes (WSI). Zu seinen wichtigsten Publikationen zählen *Wissensproduktion und soziale Struktur* (1976), *Die Vermessung der Forschung* (1984, zusammen mit Matthias Winterhager), *Rasse, Blut und Gene* (1988, zusammen mit Juergen Kroll und Kurt Bayertz) sowie *Doppel-Leben* (1995), ein Buch über die Geschichte des "Rassenseelenforschers" Ferdinand Clauss. Zur Zeit beschäftigt sich Peter Weingart u.a. mit dem Thema des Betruges in den Wissenschaften. Über eine Reihe von Jahren hat er außerdem an einem wissenschaftsgeschichtlichen Projekt über die

wechselseitige Beeinflussung und Konstitution von Biologie und Soziologie gearbeitet.

Die sechste Ausgabe des Studierendenmagazins sozusagen beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit dem Thema „Ethik, Moral und Soziologie“. Wir haben Sie in diesem Zusammenhang als Interviewpartner ausgewählt, weil Sie sich in Ihren Forschungsarbeiten bereits intensiv mit diesem Thema auseinandergesetzt haben. Ich denke da zum Beispiel an Ihre Arbeiten über Eugenik, Rassenhygiene oder Betrug in den Wissenschaften. Welchen Stellenwert nimmt das Thema „Ethik“ in Ihren Arbeiten ein?

Die Arbeiten von mir zur Eugenik und die von Ihnen erwähnte Biographie sind nur in einem sehr indirekten Sinn motiviert durch das, was man vielleicht sehr allgemein Ethik nennen könnte. Ich beschäftigte mich in diesen Arbeiten mit dem Mißbrauch von Wissenschaft und den Verstrickungen und Widersprüchen, in denen sich Wissenschaftler häufig befinden, wenn sie an brisanten Themen forschen. Insbesondere haben mich in diesem Zusammenhang immer die Paradoxien interessiert, in die auch oder gerade Wissenschaftler verwickelt werden,



die ethisch oder politisch eindeutig Position beziehen.

In meinen Arbeiten habe ich zum Beispiel versucht aufzuzeigen, daß es eben nicht so einfach ist, die Forschung, die damals durch die Nazis mißbraucht worden ist, zu beurteilen, wie manche glauben. Man kann die Wissenschaftler, die damals unter den Bedingungen des Nationalsozialismus gewirkt haben, nicht ohne weiteres als Pseudowissenschaftler abtun und damit das Problem abhaken und so tun, als ginge uns das alles nichts mehr an, weil es heute sowieso nicht mehr vorkäme. Das Kernproblem sitzt viel tiefer und betrifft uns sehr wohl auch heute. Die

Überzeugungen der Wissenschaftler zu jener Zeit müssen – auch wenn sie uns heute politisch unangenehm und unliebsam sind – Ernst genommen werden. Aufgabe der Wissenschaftsforschung ist es hier, die grundsätzliche Widersprüchlichkeit ethischer Positionen herauszuarbeiten. Im Nachhinein kann man sich leicht auf die richtige Seite schlagen, was aber eben noch lange nicht heißt, daß man selber tatsächlich über so etwas wie eine „wahrhaftigere“ Ethik verfügt.

Was die Beschäftigung mit Fragen nach den Folgen von Technik und Wissenschaft angeht, da interessiert mich das Phänomen, daß technische Entwicklungen ethische Überzeugungen erodieren und dadurch Widersprüche erzeugen. So liefern die Reproduktionstechnologien ein anschauliches Beispiel dafür, wie ethische Überzeugungen, die gestern noch richtig schienen, heute aufgrund neuer wissenschaftlicher und technischer Entwicklungen durchlöchert werden.

Kann man in diesem Zusammenhang nur von Erosion sprechen? Ist es nicht ebenfalls so, daß technologische Neuerungen zur Verfestigung alter Überzeugungen führen?

Der Prozeß als solcher ist oftmals natürlich der, daß es zunächst einmal zu Polarisierungen kommt, und diese Polarisierungen dann politisch

ihren Niederschlag finden. Aber man muß doch sagen, daß die Gegner eigentlich schon in dem Augenblick verloren haben, wo sie zum Widerstand gezwungen werden. Ich bin kein Technikeuphoriker, aber ich glaube, daß diese Art von Fortschritt immer ihre Verbündeten findet. So gibt es auf der einen Seite zwar viele Stimmen, die sich gegen das Klonieren von Menschen einsetzen, aber zugleich gibt es immer auch Befürworter, wie zum Beispiel Richard Seed. Die Argumente für das Klonieren sind eben auch Argumente. Da werden ja keine böartigen Utopien verwirklicht, sondern auch hier wird behauptet, daß alles im Dienste der Gesundheit und des Guten geschieht. Dadurch entstehen Konflikte, die Positionen nicht nur verhärten, sondern ebenfalls aufweichen.

Sie haben eben davon gesprochen, daß Sie sich für die Dynamik der Erosion von ethischen Positionen interessieren. Ist es Ihnen ebenfalls wichtig, Ihre Arbeiten dazu zu nutzen, ethisch Position zu beziehen und diese zu verteidigen?

Ich habe keine leidenschaftlichen Positionen, die ich in meinen Arbeiten vertrete. Vom Holocaust allerdings abgesehen. Das ist klar und für mich unfraglich. In diesem Punkte setze ich voraus, daß man moralisch eindeutig Position bezieht. Bei der Reproduktionsmedizin ist das schon etwas anderes. In diesem Falle könnte

ich mich weder für eine ethische Position erwärmen, die zum Beispiel gegen Abtreibung ist, noch für Positionen, die absolut gegen das Klonieren von Menschen sind oder dergleichen. Da habe ich einfach keine besonderen Positionen, die ich da einnehmen würde. In erster Linie verstehe ich mich als Soziologe, der beobachtet, der sich diese Diskurse ansieht und sich in gewisser Weise darüber wundert, wie ethische Überzeugungen entstehen und wieder aufgelöst werden.

Was genau verstehen Sie unter „Ethik in den Wissenschaften“? Verbinden Sie damit eine Position der kritischen Reflexion des eigenen Tuns? Steckt dahinter der Anspruch, daß sich Wissenschaftler in irgendeiner Form im Hinblick auf die Folgen ihrer Untersuchungsergebnisse verantwortungsbewußt zeigen sollen?

Hier kann man zweierlei unterscheiden. Allgemein wird eine Ethik in den Wissenschaften propagiert, die die kritische Reflexion der Folgen wissenschaftlicher Forschung vorsieht. Diese muß man unterscheiden von einer Ethik des wissenschaftlichen Verhaltens, also etwa, daß man nicht betrügen soll. Was das erstere angeht, so glaube ich nicht daran, daß es das erfolgreich geben kann. Man kann zwar von Wissenschaftlern erwarten und sie in dieser Weise ausbilden, daß sie als Staatsbürger und Mitglieder der Gesellschaft nur

Dinge tun, die sich in den allgemeinen Werterahmen der Gesellschaft einfügen. So würde ich es zum Beispiel von Wissenschaftlern für überaus verwerflich halten, wenn sie sich an Versuchen beteiligten, bei denen Menschen ohne ihre Einwilligung zu Schaden kommen könnten. Ein kras- ses Beispiel liefern hier die Versuche der SS-Ärzte. Sie sind in diesem Sinne unethisch, verwerflich und ver- brecherisch. Allerdings kann man von einem Wissenschaftler nicht ver- langen, daß er im vorhinein weiß, was mit seinen Erkenntnissen in fünf, zehn oder noch mehr Jahren ge- schieht. Das halte ich für unmöglich, und infolgedessen finde ich auch die Forderung nach einer kritischen Re- flexion der langfristigen Folgen un- angemessen und unrealistisch. Diese Forderung kann man Wissenschaft- lern einfach nicht stellen. Hinzu kommt der Punkt, daß eine morali- sche Beurteilung wissenschaftlicher Forschung sowieso nie auf einen Konsens stößt. Dafür sind andere In- stanzen zuständig. Zum Beispiel gibt es in einem demokratischen Rechts- staat die Möglichkeit, brisante For- schungsprojekte, die in der Gesell- schaft auf breite Ablehnung stoßen, zu verbieten bzw. einfach nicht zu fördern.

Wie beurteilen Sie in diesem Zusam- menhang die Regelung, daß Studierende der Natur- und technischen Wissen- schaften Ethikveranstaltungen besuchen

sollen?

Ich habe kürzlich in einem Vortrag dazu eine sehr dezidierte Haltung vertreten. Ich glaube, daß der Besuch von Veranstaltungen zur Wissen- schaftsethik nicht schadet. Aber ich glaube auch, daß er nicht viel nützt. Momentan wird das Problem der Ethik in den Wissenschaften an die Philosophen bzw. Ethiker delegiert. Das ethische Gewissen wird einer bestimmten Professionsgruppe über- antwortet und damit scheint die Sa- che erledigt. Viel wichtiger wäre es aber, daß die Wissenschaftler, deren Gebiete wertsensitiv sind, lernen, diejenigen Mechanismen zu reflektieren, durch die ihre For- schung in die Diskussion gerät. Ich würde mir wünschen, daß die- se Wissenschaftler die Umstände, die Widerstände erzeugen, erken- nen und sich darauf einstellen, in- dem sie sich zum Beispiel mit den entsprechenden Gruppen an einen Tisch setzen und dergleichen. Ide- al wäre es, wenn die Auseinander- setzung über Ethik in den Wissen- schaften als konstruktiver Dialog geführt würde und eben nicht ei- ner Veranstaltung gleichkäme, die mich dann und wann doch eher an den Besuch eines Gottesdien- stes erinnert, wo man, wenn man wieder rauskommt, sich etwas er- leichtert fühlt und damit die Sache dann auf sich beruhen läßt.

Wie erklären Sie sich, daß es innerhalb der Soziologie und insbesondere auch an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld kaum Diskussionen über die Bedeutung der Ethik in den Wissenschaften bzw. der eigenen Disziplin gibt? Liegt es dar- an, daß die Soziologie eine „harmlose“ Wissenschaft darstellt und der ethische Umgang mit Forschungsergebnissen deswegen nicht so wichtig erscheint?

Ich würde zunächst einmal umge- kehrt fragen: Für wen wäre es ein na- heliegendes Thema, wo es über-



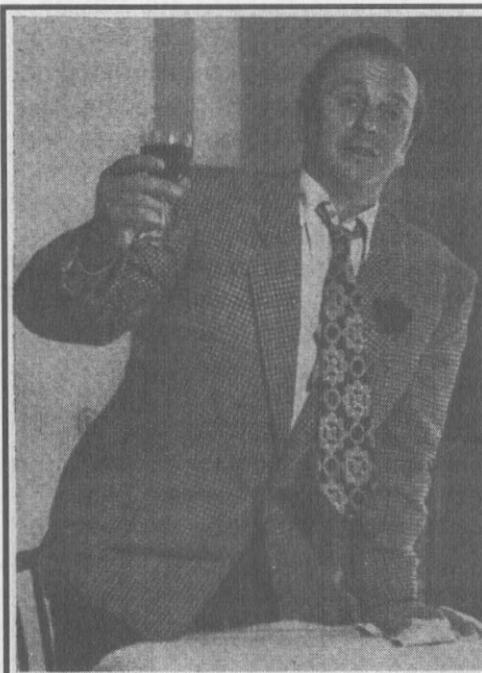
Und er soll — nämlich der Hausherr — mit dem Ab- streifen der Asche nicht zu lange warten und auf das Wohin achten

raschen müßte, daß es nicht aufgegriffen wird? In gewisser Weise ist Ethik ein Handwerkszeug, von dem man voraussetzt, daß es jeder benutzt, weswegen es dann auch nicht thematisiert werden muß.

Zudem: Ganz stimmt das sicherlich nicht. Wir haben schließlich eine Ethik der Sozialwissenschaften. Darüber hat die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) lange diskutiert. Schließlich hat sie einen Kodex verabschiedet, in dem es im wesentlichen darum geht, daß Menschen durch die Verwendung von Daten und experimentelle Situationen nicht gegen ihren Willen zu Schaden gebracht werden sollen. Das entspricht im Grunde genommen der Stoßrichtung der Ethiken, wie wir sie etwa bei den Psychologen oder aber auch den Medizinern vorfinden, wobei natürlich die Bedrohung indirekter ist. Trotzdem kann ich mir gut vorstellen, daß man auch durch die illegitime Verwendung sozialwissenschaftlicher Daten jemanden in arge Bedrängnis bringen kann. Aber natürlich läßt sich das nicht vergleichen mit brisanteren Wissenschaften, wie zum Beispiel der Mikrobiologie. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum das Thema nicht so prominent geführt wird.

Auf der anderen Seite könnte ich mir aber auch gut vorstellen, daß das Thema deswegen nicht so eingehend behandelt wird, weil wir als Soziologen ja eher argumentieren würden,

wie ich es vorhin getan habe. Wir würden ja weniger an die Wirksamkeit ethischer Festlegungen glauben, sondern ja viel eher davon ausgehen, daß dies eine Frage der sozialen Me-



In diesem Zustand soll man keine Tischrede versuchen

chanismen ist, die da wirksam werden. Die Ethik selber ist da eher Gegenstand der Beobachtung und nicht der Auseinandersetzung, was ich auch richtig finde.

Also heißt das, daß die Frage nach einer angemessenen Wissenschaftsethik letztendlich doch den Philosophen überlassen werden soll?

Ja, das ist deren Geschäft. Allerdings denke ich, daß unsere Zunft hinsichtlich dieses Themas etwas Besseres zu bieten hat als die praktische Philosophie. Für weitaus angemessener als über die Frage nach der „richtigen“ Ethik nachzudenken, halte ich es, technischen oder wissenschaftlichen Fortschritt über Mediationsverfahren, runde Tische und kritische Dialoge gesellschaftlich zu begleiten und zu integrieren.

Worin besteht für Sie persönlich die Herausforderung, sich mit dem Thema der Ethik in den Wissenschaften zu befassen?

Das Problem der Wissenschaftsethik im engeren Sinne, also das Ethos der Wissenschaft, wird für mich zum einen virulent durch die verstärkte öffentliche Beobachtung von Betrug in den Wissenschaften und da drängt sich mir unweigerlich die Frage auf: warum geschieht das?

Wenn man sich die Entwicklung der letzten Jahrzehnte so anschaut, stellt man fest, daß im Zuge von „Postmoderne“ und der sogenannten „science wars“ zunehmend ein Zynismus in den Wissenschaften heraufbeschworen wird, der letztlich auch dazu beitragen kann, die Vertrauensbasis vehement zu erschüttern. Das wird dann der Fall sein, wenn die Wissenschaftler sagen, daß es ihnen nicht darauf ankomme, was für Dinge wie unter die Menge gebracht

werden, sondern die Hauptsache darin bestehe, in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden und dadurch erfolgreich sein zu können. Hier verlagert sich dann das Gewicht von wissenschaftlicher Sorgfalt und Verantwortung hin zu einer Erfolgslotik der reinen öffentlichen Sichtbarkeit. Diese Tendenz läßt sich bereits jetzt schon beobachten und könnte schwerwiegende Folgen für die weitere Entwicklung der Wissenschaft nach sich ziehen.

Und zum Schluß noch eine persönliche Frage: Hat Sie die Berliner Zeit im Hinblick auf ihre Position, die Sie heute in Bezug auf das Thema der Ethik in den Wissenschaften einnehmen, geprägt?

Sicherlich. Damals bin ich aus Berlin nach Princeton weggegangen als die Ohnsorg-Erschießung war und der erste Krieg in Israel losging. 1968 bin ich dann auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen wiedergekommen. Ich kam wieder als Beobachter von draußen. Hinzu kam dann noch, daß ich mich Jahre vorher schon einmal als Schüler in Amerika aufgehalten hatte. So befand ich mich immer in einer merkwürdigen Situation, da alle Kritik, wie zum Beispiel die Kritik gegen den Vietnamkrieg, immer auch eine grundsätzliche Kritik an den USA, an der amerikanischen Gesellschaft war und damit stark antiwestliche Züge trug, die ich nicht teilen konnte. Die

Kritik am Vietnamkrieg war für mich eine Sache und die an dem westlichen politischen System eben eine ganz andere, wo ich nicht mitmachen konnte. Diese Spaltung hat mich immer ein bißchen in Distanz zu der ganzen Berlin-Geschichte stehen lassen; vor allem in Distanz zu den Dogmatisierungen, die damals ja eine ganz große Rolle gespielt haben. Das war nicht immer leicht, weil natürlich die Freunde politisch auf der anderen Seite waren. Es war schon schwer, die Freundschaften aufrecht zu erhalten und gleichzeitig eben auch die eigene kritische Position. Kritische Positionen waren damals nicht gefragt. Die ganze Bewegung sah sich als Kritik, war aber intern vollkommen dogmatisch geworden. Und je weiter das ging, desto schlimmer wurde es. Vor diesem Hintergrund finde ich mich deswegen auch heute, wenn Allianzen und Zuordnungen gefragt sind, nicht leicht dabei. Da muß ich mich dann von Studenten, Freunden und Mitarbeitern häufig fragen lassen, wann ich denn nun endlich Position bezöge. Man müsse sich doch schließlich auch mal entscheiden. Es ist natürlich nicht so, daß ich dies nie tue, aber es fällt mir eben schwer.

Ich hätte nun gerade angenommen, daß sich Wissenschaftler, die sich explizit mit dem Thema der Wissenschaftsethik aus-



Wohnkultur. Das Personal verträgt sich gut

einandersetzen, automatisch eher dazu geneigt sind, ihre moralische Position kund zu tun und zu verteidigen, und dies auch wollen.

Ich würde in der Tat sagen, daß dies auf mich nicht zutrifft. In meinem Buch „Doppel-Leben“ habe ich das deutlicher gemacht als anderswo. In erster Linie bin ich immer an den Ambivalenzen interessiert, die dieses Thema mit sich bringt. Und dann interessiert mich, was daraus für die Beurteiler der Beurteiler folgt. Ich tue mich eben schwer, Urteile diesbezüglich abzugeben, das ist eben meine Geschichte, die mich dazu geführt hat, daß ich mich heute nicht anders verhalten kann. •

Fragebogen

Werner Rammert, Technische Universität Berlin



Wie kam es zu Ihrem Entschluß Soziologe zu werden? Verbinden Sie Ihren Entschluß mit einem bestimmten Erlebnis oder einer bestimmten Einsicht?

Es geschah während der Studentenbewegung. Dabei waren Rudi Dutschke und die Auseinandersetzung mit Ralf Dahrendorf wichtige Ereignisse. Die sichere Bahn, Deutsch und Geschichte mit dem Ziel Studienrat zu studieren, gab ich damals schnell zugunsten der brotlosen Soziologie auf – zum Leidwesen meiner Eltern. Tieferliegende Gründe lassen sich in den Grenzerfahrungen finden. Ich bin zwischen verschiedenen Sozialwelten aufgewachsen. Da war die Kluft zwischen der katholischen und der evangelischen Religion im Elternhaus, zwischen der einheimischen westfälischen und der Flüchtlingsfamilie aus Schlesien. Hinzu kam der Aufstieg aus der Arbeiterschicht in die Sphäre der Bildungsbürger. Das brachte mich immer wieder aus der Teilnahme in die Distanz der Beobachtung. Das regte zum Vergleich und zur Relativierung der jeweiligen Normen und Werte an.

Geben Sie bitte drei Literaturtips, die Sie einem/einer Studienanfänger/in ans Herz legen würden, um Interesse am Fach Soziologie zu wecken.

1. Heinrich Popitz, Prozesse der Machtbildung, jetzt wieder abgedruckt in „Phänomene der Macht“. Tübingen: Mohr 1992.
2. Niklas Luhmann: Archimedes und wir. Interviews. Berlin: Merve 1987.
3. Georg Simmel: Schriften zur Soziologie – eine Auswahl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983.

Nennen Sie eine neuere Publikation, die Sie für lesenswert halten. Begründen Sie Ihre Auswahl.

Hans Joas: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.

Es ist die originellste Auseinandersetzung mit dem wichtigsten klassischen Werk zur Handlungstheorie, nämlich von Talcott Parsons' „The Structure of Social Action“. Außerdem eröffnet sie jenseits von Systemtheorie und Rational Choice-Ansatz mit der Begründung einer pragmatischen Sozialtheorie einen ausichtsreichen dritten Weg für die Theorieentwicklung in der Soziologie.

Was ist Ihr (nicht wissenschaftliches) Lieblingsbuch?

Thomas Bernhards

„Der Untergeher“, aber auch die vier Bücher von ihm zu seiner Kindheit, ja eigentlich alles von Bernhard. Aber auch Harold Brodkey's „Die flüchtige Seele“.

Wer ist für Sie der oder die bedeutendste noch lebende Soziologe/Soziologin?

Vor einem Jahr war die Frage noch leicht zu beantworten: Niklas Luhmann. Nach seinem Tod fallen mir mehrere Namen ein: Anthony Giddens, Pierre Bourdieu, Jürgen Habermas.

Sind Soziolog/innen Intellektuelle? Sollten sie sich als solche in gesellschaftspolitische Fragen einmischen?

An meiner Antwort oben ist schon abzulesen, daß sie immer auch Intellektuelle sind, aber nicht nur. Aber die Geschichte lehrt, daß sie in dieser Rolle leicht fehlen.

Was würden Sie einem Soziologiestudierenden zur Gestaltung des Studiums empfehlen? Worauf sollte er/sie Ihrer Meinung nach achten?

Zuerst sich der Probleme, die einen fesseln, zu versichern, dann sich einen Überblick über die Theorieperspektiven verschaffen, sich ganz intensiv auf eine Theorie einlassen und sie an den Problemen zu erproben, dabei Methoden aneignen und kreativ anwenden. Wenn das Studium keinen Spaß macht, dann sofort aufhören und das Fach wechseln. Nicht zu früh an Berufen oder verlangten Methodenkenntnissen orientieren. Die Anforderungen wechseln alle vier Jahre, eher sich eine spezifische theoretische Beobachtungsweise und handwerklich-methodische Grundkenntnisse aneignen, die die Basis für ein persönliches Qualifikationsprofil abgeben und lernend verändert werden können.

Welche Zusatzqualifikationen halten Sie für besonders wichtig?

Da gibt es keine Regel. Nur soviel kann man sagen: Zu viele Zusatzqualifikationen schaden. Die Identität der Soziologie geht verloren. Das Profil des Soziologen wird unscharf. Mut zur Auswahl ist gefordert, und diese sollte sich am Interesse orientieren, vom Webdesign bis zur Japanologie.



Man soll nicht öffnen, ohne in entsprechender Kleidung zu sein: anstatt des erwarteten Gatten kann jemand anderer draußen stehen

Gibt es Arbeitstechniken, die für Ihre Arbeit besonders zentral oder charakteristisch sind (wie lesen Sie Texte, wie verfassen Sie welche etc.)?

Die historische Herangehensweise ist häufig hilfreich, z.B. als ich über die sozialen und kulturellen Auswirkungen des Umgangs mit dem PC geforscht habe, habe ich zunächst ein älteres, in etwa vergleichbares technisches Medium untersucht, das Te-

lefon. Ob Telefon, Computer oder Expertensysteme, immer kann die Analyse der Genese und der Konstruktion Aufschlüsse über Alternativen, Einflüsse bei der Gestaltung und Kulturen des Umgangs geben. Soziologie hat die Dinge – dazu gehören die physischen Artefakte, die Handlungsstrukturen und die Zeichengebilde – prozessual und relational aufzulösen. Sie ist für mich eine Wissenschaft des Dazwischens, des „Inter“, nämlich der „Interaktionen“, der „Interessen“ und der „Interdependenzen“. Wenn darum geht, Text zu verfassen, sollten sie mehr im angelsächsischen Stil als im deutschen Theoriejargon geschrieben sein: Zuerst eine Frage herausstellen, dann den Stand der Diskussion dazu knapp, aber fair darstellen, die eigene neuartige These klar formulieren und knapp begründen und schließlich im Hauptteil empirisch und theoretisch daraufhin zu argumentieren. Ein paar Stilübungen können den Text noch zusätzlich verbessern. Ein kleiner Trick besteht darin, immer ein englisches Abstract zu schreiben. Danach merkt man, ob Gedanken und Argumentationen gut nachvollziehbar sind.

Wie nehmen Sie die Fakultät für Soziologie in Bielefeld wahr?

Als Ehemaliger, der schon als Student an den praxisorientierten

Schwerpunkten mitgearbeitet hat, der als Assistent viele Jahre dort gelehrt und geforscht hat, habe ich bestimmt ein verklärtes Bild vom Glanz dieser Fakultät. Für mich war sie in den 80er Jahren die wohl bedeutendste Institution soziologischer Forschung weltweit. Das hat sich heute mit der Erneuerung des Personals sicherlich verändert. Aber trotzdem vereint sie in einer recht großen Fakultät viele interessante Köpfe.

Inwieweit kennen Sie die Bielefelder Soziologie oder Bielefelder Soziolog/innen?

Was soll ich dazu sagen? Ich kenne sie fast alle und schätze viele.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Beruf besonders und was stört Sie an ihm?

Die große Freiheit und den Vorzug, sich mit den Problemen zu beschäftigen, die einen wirklich interessieren. Den ständigen Austausch mit einer jüngeren Generation in der Lehre, der einen zum Lernen zwingt, zum Staunen bringt und nicht in Routinen erstarren läßt. Ärger bringt alles, was von Forschung und Lehre abhält, z.B. unkooperative Verwaltung, politische Machtkämpfe, Evaluationsbürokratie.

Wenn Sie heute anfangen würden Soziologie zu studieren, welche Universität

würden Sie als Studienort wählen? Warum?

Natürlich Berlin: dort gibt es drei Universitäten, aus denen man sich



Man soll dem Publikum nicht zeigen, daß man verliebt ist

die besten Angebote herauspicken kann. Dorthin kommen viele wichtige Vortragende. Es gibt eine quicklebendige kulturelle Szene. Und schließlich kann dort demnächst ein ganz neuer Studiengang „Soziologie mit technischer Ausrichtung“, z.B. Soziologie in Kombination mit Informatik = „Sozionik“ an der TU studiert werden. Bielefeld bleibt ein wichtiger Studienort, weil dort an ei-

ner großen Fakultät immer noch eine große Vielfalt an Theorierichtungen zusammengefaßt ist... und natürlich wegen der besten Bibliothek!

Wenn Sie heute die Möglichkeit hätten an einer Universität in einem anderen Land als Student ein Auslandssemester zu absolvieren, wo würden Sie dies gerne tun? Warum?

Die Vereinigten Staaten und England scheinen mir die interessantesten Universitäten zu bieten. Außerdem gibt es da weniger Sprachprobleme.

Hätten Sie sich vorstellen können, in einem anderen Berufsfeld als der Wissenschaft als Soziologe tätig zu sein?

Nein. Als ich damals zweimal kurz arbeitslos war, hatte ich die Möglichkeit, in einem Ministerium eine Karriere zu beginnen oder als Forschungsmanager zu arbeiten, aber ich habe gewartet, bis ich wieder etwas im Fach gefunden habe, es war der Wechsel an das Soziologische Forschungsinstitut in Göttingen.

Wie sieht Ihr Kontakt zu 'Ihren' Studierenden aus? Was für ein Verhältnis würden Sie sich wünschen?

Das ist sehr unterschiedlich zu sehen. Bei Anfängern und großen Veranstaltungen lernt man sich kaum noch kennen. Ich helfe mit Bespre-

chungen der Referate in der Sprechstunde und mit Kneipengängen einmal im Semester nach. Bei den älteren habe ich dank mehrsemestriger Projektseminare engere Beziehungen, die ich im Forschungskolloquium mit wöchentlichem Kneipengang noch steigern. Schön wär's, wie in England, zusammen zu speisen und zu sporten. Manchmal reicht's auch für eine Landpartie in die Mark Brandenburg.

An welchen Projekten arbeiten Sie zur Zeit, mit was für Fragen beschäftigen Sie sich?

Zugespitzt könnte man formulieren: Wie hängen technische und nicht-technische Aspekte von Interaktion, Organisation und Gesellschaft zusammen? Auf der Ebene der Interaktion beschäftigt mich die Frage, wie Handeln auf technische und nicht-technische Agenten verteilt wird und aus der Interaktivität zwischen Menschen und Nicht-Menschen (Software-Agenten, PCs) soziale Strukturen sich bilden. Im Rahmen der „Sozionik“, der Anwendung von sozialtheoretischen Konzepten auf informationstechnische Systeme) sollen diese hybriden offenen Systeme am Beispiel von Multi-Agenten-Systemen im Krankenhaus untersucht und in einem „Dewey-Durkheim-Test“ erprobt werden. Wie sich Kommunikationsräume und Praktiken des Einkaufens, des politischen En-

gagements und der Geselligkeit durch das Internet wandeln, ist ein zweiter Forschungsstrang. Auf der Gesellschaftsebene befasse ich mich mit Innovationsnetzwerken und der Herausbildung eines post-schumpeterianischen Innovationsregimes. Alle Stränge werden durch die Ausar-

beitung einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie zusammengehalten, bei der ich mich mit den Arbeiten von John Dewey, George H. Mead, Hans Joas und Bruno Latour auseinandersetze. •

Xenopoesie



Aus dem Stern 16/99

Ein Studienplatz in Bielefeld? Entsetzlich. Ein Voll-Affront - zumindest in ästhetischer Hinsicht. Das Uni-Gebäude: eine alternde, vergammelte Riesenkröte, gebaut auf grüner Wiese und deswegen vorzugsweise mit dem Auto zu erreichen. In 22 Jahren ist es nicht gelungen, das Uni-Leben in die Stadt zu integrieren; die Studierenden, oftmals Pendler aus den umliegenden ostwestfälischen Kleinstädten, brüten isoliert in ihrer tristen Lernfabrik.

Einer der Architekten des Grusel-Gebäudes ist Peter Kulka, 61, der unverdrossen weiter gewerkelt hat ...

... plante er von 1970 bis 1976 an seinem monströsen Erstlingswerk herum: der Uni-Bielefeld, gebaut aus industriell hergestellten Fertigteilen - ganz wie es Kulka in der DDR gelernt hatte.

Auch auf andere Weise haftet dem Bau DDR-Tragik an: Die Architekten wollten eine Reform-Uni errichten, in der basisdemokratisch alle Fakultäten in gleichhohen Trakten untergebracht sind. Das System Uni sollte autonom sein, nicht angewiesen auf die Welt draußen. Bibliothek, Seminarräume, Läden, eine Post, ein Schwimmbad, Cafés - alles unter einem Dach. Der Preis dieser Idee war eine Isolation, unter der viele Studierende bald litten.

Kulkas Lust, das frühe Gebäude zu verteidigen, hält sich inzwischen in Grenzen. Er besteht zwar darauf, daß der Bau „den Bildungsboom in den Siebzigern abbildet“, gibt aber zu: „Die Massivität war für mich ein Schock.“

Nicht nur für ihn. In der ersten Zeit des Uni-Betriebs, Ende der siebziger Jahre, schlug die Stimmung im Land um. Nackter Beton stand auf einmal für Häßlichkeit, die Leute wollten einen Hauch Historie und mehr heile Welt. Die Postmoderne setzte sich durch. Giebel, Erker, Säulen wurden schick. Gebäude wie der Bielefelder Lernbetrieb mußten als Demonstrationsobjekte des Schreckens herhalten, als Symbole einer verirrtten Zeit.

Aus dem Spiegel, Winter 1999

Gezählt:

Die Dissertation von *Robert E. Park* (1904) bestand aus 108 Seiten, Größe ca. DIN A5.

Die Habilitationsschrift von *Max Horkheimer* (1925) umfaßte inklusive Vorwort ganze 64 Seiten.

Im Gegensatz dazu:

Die Diplomarbeit von *Rudolf Stichweh* kommt auf 254 Seiten plus Anhang.

„Ihre Möglichkeiten sind sozusagen bis auf weiteres stillgestellt und bereitgehalten für den Zeitpunkt, in dem eine Zufallskombination von System und Umwelt ihnen die Chance gibt, sich zu realisieren.“

*Niklas Luhmann,
Soziale Systeme, S. 75*

„We, as scientific workers in sociology, are so definitely launched upon the trend toward objectification and definiteness of method that it is needless to argue in its defense.“

*Luther Lee Bernard,
1919.*



Die Mittelmeerküche

UNIVARZA

Café-Restaurant

in der Zentralen Halle der Universität Bielefeld
Universitätsstrasse 25, 33615 Bielefeld
Fon 05 21/10 21 93
Öffnungszeiten: täglich 9.00-24.00 Uhr

oder besuchen Sie unser

Restaurant ANAVARZA

Schloßhofstrasse 75, 33615 Bielefeld
Anatolische Spezialitäten aus dem Lehmofen
Fon 05 21/89 44 94
Öffnungszeiten: täglich 12.00-15.00 Uhr und 18.00-1.00 Uhr

opoesie

Und:

„Moral und fromme Nutzanwendung?“

Christof Wehrsig

IN SACHEN GELD BIETEN WIR IN DER **UNI** EINMALIGES

**Unser „Wir sind für Sie da“-Service
in der Zentralen Halle:**

Individuelle Beratung in allen
Geldangelegenheiten in unserer Geschäftsstelle



Bargeld von 6.00 bis 22.00 Uhr
an zwei Geldautomaten



Kontoauszüge von 7.00 bis 20.30 Uhr
an unseren Kontoauszugdruckern

Sparkasse
Bielefelds Partner in Sachen Geld

